



## BERLINER BEITRÄGE ZUR SKANDINAVISTIK

**Titel/title:** *Gender resignifiziert. Schwedische (Aus)Handlungen in und um Sprache*

**Autorin/  
author:** Antje Hornscheidt

**Kapitel/  
chapter:** 3: »Die Konzeptualisierung von Gender – eine diskurs-historio-  
grafische Studie linguistischer Forschungen zum Schwedischen«

**In:** Hornscheidt, Antje: *Gender resignifiziert. Schwedische (Aus)Handlungen in und um Sprache*. Berlin: Nordeuropa-Institut, 2008

**ISBN:** 978-3-932406-29-4

**Reihe/  
series:** Berliner Beiträge zur Skandinavistik, Bd. 14

**ISSN:** 0933-4009

**Seiten/  
pages:** 29-130

© Copyright: Nordeuropa-Institut Berlin und Autoren

© Copyright: Department for Northern European Studies Berlin and authors

Diesen Band gibt es weiterhin zu kaufen.

### 3. Die Konzeptualisierung von Gender – eine diskursiv-historiografische Studie linguistischer Forschungen zum Schwedischen

The anticipations of grammar are always and only retroactively installed.<sup>1</sup>

No one has ever had the power to determine the meanings of words or to fix them in any absolute sense.<sup>2</sup>

Die Aufgabe besteht eher darin zu fragen, was durch den theoretischen Schritt, Grundlagen festzulegen, autorisiert und was ausgeschlossen oder verworfen wird. Allem Anschein nach setzt die Theorie ständig Grundlagen fest und bildet unablässig implizite metaphysische Verbindlichkeiten als Selbstverständlichkeiten aus.<sup>3</sup>

#### 3.1 Einleitung

In diesem Kapitel wird die fachwissenschaftliche schwedische Diskussion zu Genderspezifizierung personaler Appellation analysiert. Dazu werden sowohl fachwissenschaftliche Quellen herangezogen als auch Grammatiken, die auf der Grundlage fachwissenschaftlich linguistischer Forschungen entstanden sind und in der Regel eine breitere Zielgruppe als fachwissenschaftliche Diskurse ansprechen und eine hohe öffentliche Autorität besitzen. Auf diese Weise wird untersucht, wie in Medien hoher öffentlicher Autorität in Bezug auf Sprache Gender resignifiziert wird. Das heißt es wird hier davon ausgegangen, dass diese gesellschaftlich wenig hinterfragten Diskurse nicht beschreiben, sondern selbst auch Wirklichkeitsvorstellungen produzieren, die in der Regel aber nicht als solche gekennzeichnet sind. Folgende Fragen stehen bei dieser Analyse im Mittelpunkt:

- Wie werden Sprache und Gender in den entsprechenden Studien konzipiert, wie ist das Verhältnis der beiden zueinander? Welche Vorstellungen zu Sprache und Gender werden konstruiert und inwiefern werden diese naturalisiert?
- Welche Fragen stehen im Mittelpunkt der fachlichen Debatten, welche Argumentationsstrategien werden benutzt, welche Präsuppositionen liegen den Ausführungen zu Grunde?

---

<sup>1</sup> BUTLER: 1997b, 124.

<sup>2</sup> ROMAINE: 1999, 296.

<sup>3</sup> BUTLER: 1993c, 37.

- Auf welchem Material und welchen Methoden basieren die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Forschungen? Wie wird der Status des Materials in Bezug auf die Fragestellung eingeordnet?

Grammatiken, aber auch linguistische fachwissenschaftliche Texte mit dem öffentlich vertretenen Anspruch der Beschreibung sprachlicher Phänomene<sup>4</sup>, können als Kommentare auf einen so gleichzeitig jenseits von ihnen verorteten Sprachgebrauch verstanden werden. Sie selbst stellen sich auf diese Weise als Nicht-Sprachgebrauch her und interpretieren den so geschaffenen und von den wissenschaftlichen und grammatischen Diskursen abgegrenzten Sprachgebrauch und wirken normierend auf diesen zurück. Durch das wissenschaftlich autorisierte Sprechen über Sprache wird zugleich eine bestimmte Norm hervorgerufen und reproduziert und der eigene diskursive Status als normgebend autorisiert. Dasselbe kann auch für den linguistisch-fachwissenschaftlichen Diskurs konstatiert werden, der eine geringere Verbreitung hat, aber mit einem vergleichbaren Anspruch antritt.

Ausgehend von einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie wird hier nicht von mehr oder weniger wahren Diskursen ausgegangen, sondern von unterschiedlichen konventionalisierten Lesarten und Autorisierungen, so dass die wissenschaftliche Verhandlung von Gender in der Linguistik beispielsweise als ebenso Gender konstruierend verstanden wird wie jeder andere Diskurs. Auch im sprachwissenschaftlichen Reden und Schreiben über einen sprachlich konstituierten Gegenstand wird dieser immer geschaffen und als vorgängig gesetzt. In dem Sinne wird hier nach der Rolle sprachlicher Appellationspraktiken für Bedeutungsherstellungen der interdependenten Konstituierung von Gender in sprachwissenschaftlichen Verhandlungen gefragt.

Ausgehend davon werden hier die linguistischen fachwissenschaftlichen Darstellungen zum Thema Gender im Schwedischen unter den Fragestellungen diskutiert, wie in ihnen Gender, wie Sprache und wie das Verhältnis von Gender zu Sprache konzeptualisiert wird. Leitende Fragestellungen sind:

---

<sup>4</sup> Vgl. hierzu HORNSCHEIDT: 2007 für eine genauere Analyse der diskursiven Wirkmächtigkeit von Grammatiken und dem von ihnen selbst vertretenen Anspruch der Deskriptivität.

- Wie wird Gender in der einschlägigen sprachwissenschaftlichen Forschung konzeptualisiert? Wird die Konzeptualisierung von Gender explizit ausgeführt oder implizit vorausgesetzt? An welchen Kriterien und Faktoren wird Gender jeweils festgemacht?
- Wie wird Sprache in der einschlägigen sprachwissenschaftlichen Forschung konzeptualisiert? Wie wird Bedeutung jeweils verstanden und wo wird sie verortet?
- Wie wird ausgehend von diesen Konzeptualisierungen die Relation von Gender und Sprache bestimmt? Wie wird die Relation von Gender zu Genus dargestellt? Welche Rolle spielen soziale Aspekte?

Diese Fragen werden hier konkret für schwedische Forschungen untersucht. Auf diese Weise werden Leitlinien des schwedischen fachwissenschaftlichen Diskurses zu Genderspezifizierung personaler Appellation herausgearbeitet.

Das Kapitel gibt zugleich einen historischen Überblick über die Entwicklung von Forschungstraditionen zur Analyse der Genderspezifizierung in personaler Appellation im schwedischen fachwissenschaftlichen linguistischen Diskurs. Hier stellt sich zuerst die Frage der Grenzziehung: Welche Studien werden einer Behandlung des Themas zugerechnet, welche nicht? Auch eine Nichtbehandlung des Aspekts Gender in Forschungen zu zum Beispiel Personenreferenzformen oder in Abhandlungen zu Genus ist eine forschungsmäßige Aussage, die zu dem hier erörterten Thema getroffen wird. Im vorliegenden Fall wird versucht, mit einem möglichst breiten Ansatz ein großes Spektrum der jeweiligen linguistischen Fachdiskussion zu erfassen.

Durch die Einbeziehung früherer Forschungen ist es möglich zu untersuchen, inwiefern disziplinäre Darstellungen zu Gender zeitgebunden sind, welche Vorstellungen und Konzeptualisierungen sich im Laufe der Zeit verändert haben und welche Darstellungsformen über verschiedene Zeitperioden hinweg konstant geblieben sind. Die entsprechenden Ergebnisse können historisch kontextualisiert interpretiert werden. Es geht zugleich um eine Analyse der Positionalität der Linguistik innerhalb eines disziplinären wie auch gesamtgesellschaftlichen Gefüges. Dazu gehört auch die Frage, ob die in der Linguistik zu Gender und zu Sprache (re)produzierten Auffassungen mit denen anderer Disziplinen in einem synchronen Vergleich übereinstimmen, ob sie ihnen widersprechen oder ob sie diese ergänzen. Stimmen sie mit ›allgemeineren‹ gesamtgesellschaftlichen Auffassungen von sowohl Sprache als auch Gender überein,

widersprechen oder ergänzen diese? Das vorliegende Kapitel ist in dem Sinne eine Diskursanalyse zur Konzeptualisierung von Sprache und Gender und ihres Zusammenhangs in der einschlägigen schwedischsprachigen linguistischen Forschung. Es wird herausgearbeitet, wie bestimmte Vorstellungen von Sprache und Gender in der Linguistik leitend geworden sind und wie sich aus diesen eine Deutungsmächtigkeit zum einen hinsichtlich des Verhältnisses von Sprache und Gender herausgebildet hat, zum anderen aber auch dazu, welche Rolle und Relevanz Sprache im Verhältnis zu gesellschaftlicher Wirklichkeit und sozialer Veränderung zugeschrieben wird und werden kann.

Eine Unterteilung in der Darstellung wird zwischen den Studien gezogen, die eine Untersuchung von Genus zum Ausgangspunkt nehmen und denjenigen, die eine Untersuchung von Gender in seiner sprachlichen Realisierung fokussieren. Fokus der Betrachtung ist der heutige Sprachgebrauch des Schwedischen. Zur historischen Situierung werden vorab und in Bezug auf Genus zusammenfassende Bemerkungen zur Entwicklung von Genus im Schwedischen gemacht. Während die Untersuchungen zu Genus eine länger zurückgehende Tradition haben, zu denen auch Grammatiken gerechnet werden können, die auch in diesem Unterkapitel besprochen werden sollen, sind Untersuchungen zu Gender und Sprache erst seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts verstärkt und mit dem Aufkommen der neuen Frauenbewegung zu verzeichnen.<sup>5</sup> Zeitgenössische Grammatiken werden für die Analyse berücksichtigt, da sie als zentrales Instrument der Vermittlung fachwissenschaftlicher linguistischer Inhalte in den Lai\_innenbereich dienen. Sie haben eine relativ große Verbreitung und besitzen eine hohe gesellschaftliche Autorität, was zu Beginn des entsprechenden Unterkapitels näher ausgeführt wird. In ihnen manifestiert sich somit soziale Macht, die daraufhin analysiert werden soll, welche Deutungsmuster für Gender und für das Verhältnis von Sprache und Gender propagiert werden. Durch die Bezugnahme auf Grammatiken wird zudem festgestellt, welche Auffassungen und welche Aspekte aus dem fachwissenschaftlichen Diskurs in den Alltagsdiskurs übernommen und wie sie dargestellt werden und wo Unterschiede in der Behandlung liegen.

---

<sup>5</sup> Von dieser Regel können Ausnahmen genannt werden, setzt man ein breites Verständnis von Studien zu Gender und Sprache an, in denen auch solche Arbeiten Berücksichtigung finden würden, die lediglich stereotype Genderzuschreibungen reproduzieren, vgl. beispielsweise JESPERSEN: 1923.

Es ist nicht erstaunlich, dass Gender über lange Zeit daraufhin befragt wurde, inwiefern es sich in die Systematik sprachlicher Formen eingeschrieben hat. Gender als Ausgangspunkt eines linguistischen Erkenntnisinteresses ist erst durch eine pragmatische Perspektive auf Sprache systematisch möglich geworden. Auch heute noch wird das Verhältnis zwischen einer Sprachform- und einer Sprachhandlungsanalyse in den Sprachwissenschaften weitgehend als komplementär verstanden und die jeweiligen Themen entsprechend als in sich abgeschlossene Bereiche und Themenfelder angesehen. Die Sprachformanalyse wird in den wenigen Fällen, in denen beide Aspekte thematisiert und zueinander in Bezug gesetzt werden, als Grundlage einer Sprachhandlungsanalyse angesehen, wie im nachfolgenden Teil dieses Kapitels herausgearbeitet wird. Während in der so verstandenen Sprachformanalyse bis heute Gender als Kategorie keiner genaueren Betrachtung unterzogen wird, sondern als der Sprache vorgängige Größe in die Sprachanalysen einfließt und auf diese Weise naturalisiert wird, ist dies in den Sprachhandlungsanalysen seit den 90er Jahren zunehmend der Fall. Die hier stattfindende erkenntnistheoretische Veränderung basiert sowohl auf einem veränderten Verständnis von Gender als auch auf einer Veränderung der Konzeptualisierung von Sprache, die ihrerseits wiederum eng mit einer neuen Konzeptualisierung von Gender zusammenhängt und diese auch mit bedingt. Konzeptuelle Änderungen Sprache und Gender betreffend sind nicht zwei voneinander unabhängige Veränderungen. Den unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Zugangsweisen entsprechend groß können die Unterschiede in der Form, wie die Relation von Gender und Sprache verstanden wird, sein. Diese Unterschiede sind nicht nur in einer zeitlichen Dimension festzumachen und so als eine historische Entwicklung zu charakterisieren. Stattdessen muss mit Blick auf die Linguistik zum Schwedischen festgestellt werden, dass sich hier zu Beginn des 21. Jahrhunderts nebeneinander verschiedene Konzeptualisierungen von Sprache und von Gender finden, die nicht unbedingt miteinander vereinbar erscheinen. Ein Erkenntnisinteresse des vorliegenden Kapitels ist es zu analysieren, inwiefern die Thematisierung und/oder Berücksichtigung von Gender in sprachwissenschaftlicher Forschung konzeptuelle Veränderungen erkennen lässt und wo sich Kontinuitäten finden lassen. Diese können wiederum mit dem Sprach- und Genderverständnis anderer Disziplinen gegen gelesen werden. Durchgeführt werden diese Analysen an

ausgewählten zentralen sprachwissenschaftlichen Werken des 20. Jahrhunderts, die sich mit Gender im Schwedischen beschäftigen.

Wie zu sehen sein wird, wird in den Sprachformanalysen zu einem überwiegenden Teil nicht nur mit einem weder weiter ausgeführten, reflektierten noch problematisierten Verständnis von Gender, sondern auch von Sprache, deren Gehalt und begriffliche Bedeutung als selbsterklärend angesehen wird, operiert. Genau in diesem wissenschaftlichen Umgang mit Sprache als auch mit Gender kann eine Strategie der Naturalisierung eines bestimmten Sprachverständnisses wirksam werden, welches gleichsam eine Kritik und Infragestellung zum Beispiel auch der Dichotomisierung zwischen Sprachform und Sprachhandlung schwierig macht. Das Plädoyer der vorliegenden Studie liegt in der sprachwissenschaftlichen Neukonzeptualisierung von Sprachformanalysen in Bezug auf Gender als Formen konventionalisierter und tradierter Sprachhandlungen. Sprachformanalysen werden als eine Form von Sprachhandlungsanalysen angesehen und sind diesen nicht konzeptuell vorgeschaltet. Ein solches Verständnis mündet in ein kognitiv-pragmatisches Modell der sprachwissenschaftlichen Analyse von personaler Appellation, wie es im vorangegangenen Kapitel und ausführlicher in Hornscheidt<sup>6</sup> konzipiert worden ist. Es setzt entsprechend eine Kritik am bisherigen linguistischen Vorgehen voraus und basiert auf einer genauen Diskursanalyse der sprachwissenschaftlichen Quellen, um anhand dessen die durch die entsprechenden Studien reproduzierten Sprachauffassungen mit ihren Präsuppositionen offen zu legen.

Die in den nachfolgenden Unterkapiteln vollzogene Unterteilung ist eine analytische, die zu der Notwendigkeit einer Zuordnung von Forschungen führt, die nicht in allen Fällen eindeutig ist. Sie führt zu neuen Übergängen zwischen den beiden unterschiedlichen Ausgangspunkten in der Forschung, wie am Ende des Kapitels diskutiert wird.

---

6 HORNSCHIEDT: 2006a.

### 3.2 Die sprachwissenschaftliche Diskussion zu Genus im Schwedischen in Bezug auf Gender

Die Ordnung und Regelmäßigkeit also an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein, und würden wir auch nichts darin finden können, hätten wir oder die Natur unseres Gemüts nichts ursprünglich hineingelegt.<sup>7</sup>

#### 3.2.1 Einleitung

In den Darstellungen von Genderspezifizierung bei Personenreferenzformen<sup>8</sup> im Schwedischen seit der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert hat Genus eine zentrale Rolle eingenommen. In der Regel handelt es sich um Darstellungen von Genus im Schwedischen, die in dem Fall des Aspekts Gender bezogen auf Personenreferenzen teilweise auch Übertragungen auf andere Bereiche erfahren. Diese klare Schwerpunktsetzung der sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen zu Sprache und Gender um die Jahrhundertwende aufgreifend, wird im Folgenden zunächst die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit Genus im Schwedischen aus historischer Perspektive referiert, da diese Perspektive zum einen die Voraussetzung für die moderne schwedische Diskussion zu Genderspezifizierung personaler Appellation ist, zum anderen sich aus ihr verschiedene Grundmodelle der Vorstellung zu Genus ablesen lassen, die sich auch in der heutigen Diskussion wiederfinden.

Das vorliegende Teilkapitel ist eine Diskursanalyse zur Behandlung von Gender in den Sprachwissenschaften mit einem Schwerpunkt auf der heutigen Situation. Es wird dargestellt, wie Gender in Bezug auf Sprache in der Disziplin konzeptualisiert und behandelt worden ist, welche Vorstellungen, Präsuppositionen und Auffassungen zu sowohl Gender als auch zu dem Verhältnis von Sprache und Gender die Grundlage für die Behandlung bilden und welche Vorstellungen damit produziert und reproduziert werden. In der nachfolgenden Analyse wird zu diesem Zweck auch herausgearbeitet, welche unterschiedlichen Diskurs- und Argumen-

---

7 KANT: 1995: 179.

8 Die Logik des vorangegangenen Kapitels aufnehmend, wird in den Fällen von Personenreferenz gesprochen, in denen ein traditioneller Ansatz zu Bedeutung und ›Referenz‹ festzustellen ist.

tationsstrategien in Bezug auf sprachsystematische Aspekte von Gender benutzt werden und wie sie sich in der einschlägigen Literatur finden.

Um die fachwissenschaftliche Diskussion zur Entstehung von Genus im Schwedischen genauer zu beleuchten, werden zunächst die Darstellungen von Tegnér<sup>9</sup> um die Jahrhundertwende, die für die weitere Diskussion als Referenztexte wichtig geworden sind, betrachtet. Vorge stellt ist eine Übersicht über Genus im Schwedischen mit Bezug auf personale Appellation, an der sich vor allem Genusdifferenzierungen und Kongruenzphänomene aufzeigen lassen. Gemäß einem konstruktivistischen Wissenschaftsverständnis wird kein Anspruch auf Neutralität in der Darstellung geltend gemacht. Die nachfolgenden Darstellungen zu Genus sind auf die heutige schwedische Standardsprache bezogen.

### 3.2.2 Diskussion von Darstellungen zu Genus im Schwedischen in Bezug auf Gender vom Beginn des 20. Jahrhunderts

Eine zentrale Veröffentlichung zu Genus im Schwedischen um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert ist Tegnér, der sich in seiner Monografie ausschließlich dem Thema Genus widmet und der Besprechung dieses Phänomens so ein ausgesprochenes Gewicht verleiht.<sup>10</sup> Er hat in seiner Untersuchung zum Genus im Schwedischen schriftsprachliche Quellen aus dem 17. Jahrhundert untersucht. Tegnér konzentriert sich vor allem auf eine Untersuchung des pronominalen Genus und hier wiederum mit besonderem Bezug auf personale Appellation. Im Folgenden geht es weniger um ein Nachzeichnen seiner konkreten Ergebnisse zu Genus als vielmehr um eine diskursanalytische Untersuchung der Konzeptualisierung von Sprache und Gender, wie es im einleitenden Unterkapitel erläutert worden ist.

Tegnér kommt zu der Feststellung, dass gerade in den Texten von Schriftstellern<sup>11</sup> und gebildeten Personen aus dem 17. Jahrhundert sowohl

---

<sup>9</sup> TEGNÉR: 1962 [1892]. Unverändert wieder veröffentlicht 1962; aus dieser Ausgabe wird hier zitiert.

<sup>10</sup> Ebd. Vgl. JOBIN u. MAGNUSSON: 2000 für eine Würdigung von TEGNÉR: 1962 unter der Frage der Darstellung von Genus.

<sup>11</sup> Die maskuline Form ist hier gemäß den Konventionen dieser Arbeit genderspezifisch männlich gemeint.

*den* als auch *han/hon* als pronominale Wiederaufnahmeformen verwendet werden. Tegnér betont, dass sich die Genusunterscheidung in Maskulinum und Femininum neben der in Utrum und Neutrum besonders in der Literatursprache und den Dialekten erhalten habe.<sup>12</sup> Als wichtigste Funktion der Pronomina *han* und *hon* sieht er ihre Referenzleistung auf Menschen und die Ausdifferenzierung dieser in »[...] varelser av *han-kön* från levande varelser av *hon-kön*« an.<sup>13</sup> Dies bezeichnet er als die sexuelle Referenzfunktion von Genus, womit er die Differenzierung in Maskulinum und Femininum gegenüber Neutrum meint. Die Verwendung der Begriffe *han-* und *hon-kön* ist in diesem Zusammenhang besonders interessant, da die personalpronominale Form der dritten Person Singular als spezifizierendes Element eines Kompositums benutzt wird. Diese Verwendung gibt der pronominalen Referenz implizit und metaphorisch die Genderspezifizierung als basale Funktion und Bedeutung. Sobald über eine bestimmte Person geredet würde, sieht Tegnér die Notwendigkeit der Verwendung der entsprechenden maskulinen bzw. femininen Pronomen, auch wenn Gender nicht unbedingt in allen Fällen eine Rolle spielen müsse.

Für die Utrum-Form *den* unterscheidet er die pronominale und die demonstrative Funktion. Während *den* in seiner demonstrativen Funktion durchaus für Menschen verwendet werden könne, wäre dies für *den* als Personalpronomen nahezu ausgeschlossen. Neben dieser setzt er die Differenzierung zwischen belebt und unbelebt mit Hilfe von Genus.

För svenskans användning av *han* och *hon* har denna indelning en stor fastän hittills förbisedd betydelse. Vid sidan av sexuellt, ›kön-betecknande‹, genus uppställa vi därför såsom särskilt slag ett ›liv-betecknande‹ eller animellt genus.<sup>14</sup>

Die dritte Funktion von Genus, die metaphorische pronominale Wiederaufnahme von nicht belebten Entitäten durch feminine oder maskuline Pronomina, bezeichnet er als poetisch. Erst als vierte Funktion nennt er die von ihm so genannte grammatische, die keine durch Genus realisierte

<sup>12</sup> Dialekte sind insgesamt im skandinavischen Raum sehr viel reicher an Genusdifferenzierungen als die jeweiligen Standardsprachen; vgl. KUSMENKO: 2000 speziell für Genusmarkierungen in den Dialekten und zur Entstehung von Genus in den skandinavischen Sprachen.

<sup>13</sup> TEGNÉR: 1962, II.

<sup>14</sup> Ebd., II–12.

Referenzleistung auf Außersprachliches sei<sup>15</sup>, sondern eine, die man durch den Sprachgebrauch Anderer erlerne oder aus einem Wörterbuch ablesen könne. Tegnér bezieht sich hier speziell auf alte Feminina, die durch ihr *-a*-Suffix noch als solche zu erkennen sind. Er geht sogar so weit zu behaupten, dass die Assoziationen von Muttersprachler\_innen bei der Endung *-a* eindeutig weiblich seien, was zur Folge gehabt hätte, dass bestimmte Namen, die auf *-a* enden, ausschließlich als weibliche aufgefasst würden, auch wenn sie ursprünglich vielleicht Männer bezeichnet hätten.<sup>16</sup> An dieser Stelle vermischen sich bei ihm die Bezugnahmen auf Genus und Gender, indem er Gender in der Form von Genus eine metaphorische, assoziative Funktion zuschreibt.<sup>17</sup> Er sieht sogar ein Bestreben der Sprache, grammatisches Genus mit dem – von ihm so genannten – natürlichen Genus in Harmonie<sup>18</sup> zu bringen<sup>19</sup>, womit er wiederum die Dominanz des semantischen Kriteriums Gender in der Frage der grammatischen Kategorisierung durch Genus zum Ausdruck bringt. Diese Auffassung ist auch bei Grimm vergleichbar zu finden, wenn er Gender als das ursprüngliche ansieht und Genus aus diesem ableitet.<sup>20</sup> Tegnér's Argumentation besitzt damit Inkongruenzen. In der Einleitung

---

15 Indem die Faktoren Gender und Belebtheit hier antizipiert würden oder die metaphorische Verwendung »[...] av den talandes individuella uppfattning av föremålets karaktär«, TEGNÉR: 1962, 12.

16 Vgl. ebd., 88–89.

17 Vgl. NESSET: 2001 als interessanten Querverweis in diesem Zusammenhang. Nessel versucht auf der Grundlage der Kognitiven Linguistik, die russische Klasse der im Nominativ auf *-a* endenden Substantive semantisch mit Hilfe eines ICMs zu erklären und kommt zu dem Ergebnis, dass es sich um Nomen handelt, die in der einen oder anderen Form von der Norm abweichen – wozu für sie auch personale Appellationsformen auf Frauen als Abweichung von der männlichen Norm gehören. Ihrer These, dass Grammatik sehr viel tiefergehende semantische Ebenen transportiert als den Sprechenden bewusst ist, wird zugestimmt; das ICM, welches sie hier ansetzt, kann allerdings nicht nachvollzogen werden und erinnert an Grimms (GRIMM: 1832). Interessant ist, dass sich so über verschiedene Zeiten linguistischer Theoriebildung hinweg ähnliche Argumentationen feststellen lassen.

18 In der Verwendung des Begriffs Harmonie zeigt sich bereits eine Konzeptualisierung von Sprache, die darauf angelegt ist, der jenseits ihr stehenden Welt möglichst gut zu entsprechen. Sprache und Welt sind hier also zwei voneinander getrennte Größen und an Sprache wird der Anspruch einer möglichst korrekten Abbildfunktion gestellt.

19 Vgl. WIDMARK et al.: 1992 für eine interessante, sicherlich unbewusste Rezeption dieser Beschreibung von TEGNÉR: 1962. In dem Sammelband geht es vor allem um genusmäßige Kongruenzbeziehungen im Schwedischen.

20 GRIMM: 1831.

seines Werkes hat er zum Beispiel und im Gegensatz dazu klar darauf hingewiesen, dass grammatisches Genus und Gender zwei vollkommen verschiedene und voneinander zu trennende Kategorisierungen seien.<sup>21</sup> Seine Genusdefinition wirkt in dem Sinne modern, als dass er die Konventionalisierung von Sprachgebrauch zu Normen, einem Prozess, der heute als Grammatikalisierung bezeichnet wird, anspricht: »Grammatiskt genus är alltså något helt och hållet konventionellt; varje särskilt språk-område har i detta hänseende sina egna godtyckliga vanor.«<sup>22</sup> Eine inhaltliche Nähe zu Grammatikalisierungsauffassungen ist hier deutlich, wenn er Genus als ein nicht vorgängiges, unveränderbares sprachsystematisches Muster, sondern als eine Konvention ansieht.

Das Verhältnis zwischen grammatischem Genus und dem von ihm so bezeichneten sexuellen Genus sieht er dabei als eindeutig an:

Vilken makt har grammatiskt genus över sexuellt, när man skall välja mellan *han* och *hon*? Jag svarar kort och godt: ingen: Pronominet följer personens naturliga kön, alldeles oberoende av det använda substantivets grammatiska genus.<sup>23</sup>

Bei potentiellen Genuskongruenzproblemen sieht Tegnér Gender eindeutig als die wichtigere und bestimmende Kategorie gegenüber der formale Genusdifferenzierung an. Als problematischer bezeichnet er den Fall, bei dem grammatisches Genus Neutrum und – wiederum in seiner missverständlichen Terminologie – sexuelles Genus männlich/weiblich aufeinander treffen. Doch selbst hier sieht er die Vormachtstellung des sexuellen Genders in Fragen der pronominalen Wiederaufnahme. »På frågan: Är statsrådet hemma? svarar ingen: Nej, det är utgången. Det måste heta: Han är utgången.«<sup>24</sup> In genderunspezifizierten Fällen hingegen muss man Neutrum-Substantive durch Neutrum-Pronomen wiederaufnehmen. Die entsprechenden Neutrum-Substantive (wie *statsråd*, *fruntimmer*, *sändebud*) bezeichnet er an anderer Stelle als »halb-neutra«<sup>25</sup>, was wie-

<sup>21</sup> Als eine ›Unterart‹ des grammatischen Genus erwähnt er das so genannte *lärt genus*, welches er auf die auch genusmäßige Übernahme von Fremdwörtern in die eigene Sprache bezieht. Auch in dieser Trennung der Übernahme und Neuverwendung von Genus kommt eine Ansicht zum Ausdruck, die auf einen Mythos des Ursprünglichen bei Genus schließen lässt.

<sup>22</sup> TEGNÉR: 1962, 79.

<sup>23</sup> Ebd., 18.

<sup>24</sup> Ebd., 22.

<sup>25</sup> Ebd., 128.

derum zeigt, dass in seiner Terminologie eine Vermischung zwischen der grammatischen Denomination und dem semantischen Inhalt der Wörter vorliegt. Das heißt, dass Tegnér bei einer genderunspezifisierenden Wiederaufnahmerelation personaler Appellation eine grammatische Kongruenz ansetzt und nicht das maskuline Pronomen als genderunspezifisierendes. In Fällen eindeutiger semantischer Gendermarkierung, aber auch in Fällen von eindeutigem sozialem Gender sieht er die entsprechende pronominale Wiederaufnahme mit femininen respektive maskulinen Pronomina als gegeben an.<sup>26</sup> Die bisher zitierten und relativ reflektiert erscheinenden Überlegungen Tegnérs zu Genus und dem Verhältnis von Genus zu Gender werden insgesamt jedoch einem traditionellen Genus-Gender-Verständnis untergeordnet, wenn er auf die natürliche, herausragende Stellung des maskulinen Genus gegenüber dem femininen hinweist und sozial stereotype Vorstellungen gegenderter Prototypen so naturalisiert. Sprache betrachtet er an diesem Punkt als ein ›Abbild‹ einer von ihm so angenommenen natürlichen Ordnung.<sup>27</sup>

Vi se av allt detta huru *han* mer och mer befäster sin ställning såsom animellt pronomen. Och denna användning av *han* står i full samklang med en mängd andra språkliga förhållanden. Det är ej blott i livet, det är också i grammatiken som maskulinum är »det starkare könet« och tager sig rätt att tala å båda könens vägnar.<sup>28</sup>

Gerade seine weiter vorne gemachten Aussagen zu genderunspezifisierenden Referenzleistungen im Falle von Neutra-Pronomina werden hier modifiziert, indem er eine genderunspezifisierende Referenzleistung maskuliner Wörter als gegeben und in dem Sinne natürlich ansieht, und bei ihm Genus mit Gender in eins gesetzt werden. Er begründet, dass *han* nicht nur sexuelle Referenzleistung besitze, sondern auch als Referenz für Belebtes diene – was er an anderer Stelle nicht so klar formuliert hatte, sondern jeweils eine Unterscheidung zwischen *den* auf der einen Seite und *han/hon* auf der anderen Seite gemacht hatte. Hier findet sich auch eine Vermischung von Begriffen wie Maskulinum und männlich, die als Ausdruck der unklaren, nicht nur terminologischen Trennung zwischen den Kategorien Genus und Gender interpretiert werden.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., 24.

<sup>27</sup> Seine Ausführungen erinnern an die von GRIMM: 1831; vgl. auch HORNSCHIEDT: 2006a, Kapitel 2, für eine Diskussion der Grimmschen Ideen.

<sup>28</sup> TEGNÉR: 1962, 28.

Interessant in diesem Zusammenhang ist auch seine Diskussion der pronominalen Wiederaufnahme von genderunspezifisierenden Substantiven wie *person* oder *människa*.

Med avseende på personer är *han, hon* så godt som genomgående lag; vi säga *svensken – han, människan – hon*. Det är härvid beaktansvärdt att språket, när det av ett grammatiskt skäl – såsom det feminina ordslutet *-a* i *människa* – hindrades att använda sitt vanliga animella pronomen *han*, ej valde ett mera indifferent *den* i stället för det så utpräglat feminina *hon*.<sup>29</sup>

Aus diesen Beispielen leitet Tegnér ab, dass *den* offensichtlich eine unpersönliche Referenzform sei. Gleichzeitig schreibt er an Beispielen zur pronominalen Wiederaufnahme von *människa* den maskulinen pronominalen Formen eine genderunspezifisierende Bedeutung zu, die die femininen so offensichtlich nicht haben:

Man kan börja en berättelse: *En oförsynt människa trädde en gång in i ett för honom obekant sällskap*. Om den talande här i stället för *honom* satte in *henne*, så icke blott kunde utan måste detta pronomen uppfattas i sexuell mening, och satsens innehåll bleve därigenom väsentligen förändrat.<sup>30</sup>

Zu fragen ist hier, inwiefern die Kasusbestimmung der wiederaufnehmenden Form an dieser Stelle für seine Aussage von Bedeutung ist und ob eine pronominal Wiederaufnahme von *människa* mit *hon* ausschließlich auf die Subjektposition reduziert ist. Darüber hinaus ist die Identifikation von Weiblichkeit mit *sexuell mening* expliziert, die als eine Gleichsetzung von Weiblichkeit mit Gender interpretiert werden kann.

Tegnér fasst zusammen, dass in Wörterbüchern alle substantivischen Personenreferenzformen eine doppelte Genusmarkierung bekommen müssten, Femininum und Maskulinum, um eine Adäquatheit zur sprachlichen Abbildung natürlichen Genders herzustellen, womit auch an diesem Punkt eine Vermischung von Genus und Gender in seiner Darstellung stattfindet. Ausnahmen davon seien lediglich klar genderspezifisierende Formen, bei denen sich neben der maskulinen auch eine eigene, feminine Form finden würde. Beispiele, die er angibt, sind die Personenreferenzformen auf *-are*, die seiner Meinung nach »[...] göra [...] i allmänt ett maskulint intryck«<sup>31</sup> und deren feminine Pendanten auf *-arinna* oder *-erska* gebildet werden. Doch auch in dieser Wortgruppe sieht er Aus-

29 Ebd., 31–32.

30 Ebd., 32–33.

31 Ebd., 122.

nahmen, die »[...] ovedersägligen tvekönade«<sup>32</sup> sind. Beispiele, die er anführt, sind *passagerare*, *stackare*, *baddare*, *läkare*, *sekreterare* und *huggare*.<sup>33</sup> Kurz darauf merkt er jedoch an, dass die grammatisch maskulinen Wörter nicht wirklich auf das ›sexuelle Genus‹ der referierten Person schließen lassen und macht an dieser Stelle die maskulinen Personenbezeichnungen zu den genderunspezifizierenden.<sup>34</sup>

Als Blick in die Zukunft prognostiziert Tegnér, dass Wörterbücher und Sprachlehrwerke in Zukunft Genuszuweisungen nur noch geringen Raum geben würden. »Det tjugonde århundradet skall, om jag ej alltför illa tyder framtidstecknen, i vanliga handordböcker och språkläror komma att lämna blott ett ringa utrymme åt genusuppgifter.«<sup>35</sup> Diese Vorhersage sieht er mit Erscheinen der dritten Auflage seines Werkes 1924, der er eine Ergänzung<sup>36</sup> beigefügt hat, als erfüllt an.

Davidson weist darauf hin, dass in grammatischen Lehrbüchern vom 17. bis Ende des 19. Jahrhunderts vorwiegend ein Drei-Genera-System vermittelt worden ist.<sup>37</sup> Tegnér's prognostizierende Voraussage der Auflösung von Genusdistinktionen bei schwedischen Substantiven in Bezug auf eine Unterteilung in feminin und maskulin wird seit dem ersten Band des Wörterbuches der schwedischen Akademie<sup>38</sup> erfüllt. In diesem Werk findet sich für Substantive nur noch eine Distinktion zwischen Utrum und Neutrum verzeichnet. Dieses Wörterbuch fungiert stark normgebend für das Schwedische und auch nach seiner Veröffentlichung finden sich keine Genusbeschreibungen in Wörterbüchern und Grammatiken mehr, die für Substantive eine Genusdreiteilung in Maskulinum, Femininum und Neutrum annehmen.<sup>39</sup>

32 Ebd., 122.

33 Ebd.

34 Vgl. ebd., 126.

35 Ebd., 195.

36 Vgl. ebd., 201–217.

37 DAVIDSON: 1990.

38 Vgl. SAOB: 1893.

39 Vgl. DAVIDSON: 1990 für eine ausführlichere Diskussion des historischen Überganges von einem Drei- zu einem Zwei-Genera-System des Schwedischen für Substantive. Vgl. auch JOBIN u. MAGNUSSON: 2000, 141 für eine Würdigung Tegnér's in sprachhistorischer Sicht: »Tegnér will die Entstehung des schwedischen *den* als *genus inanimatum* (heute: inanimatum) auf den schwedisch-dänischen Sprachkontakt (Schonen-Jütland) im 16. und 17. Jahrhundert zurückführen (referentielles *den* ist ihm nach zuerst auf Jütland aufgetreten). Er hält es für wahrscheinlich, daß dabei schwedisch *en* als obliquer

Tegnér entwirft als Ergebnis seiner Diskussion von vor allem literarischen Quellen aus dem 18. Jahrhundert ein Sieben-Genera-System für das Schwedische. Von besonderer Bedeutung im Kontext der vorliegenden Arbeit sind die ersten vier Genera seiner Systematik, die anderen können mehr oder minder als Ausnahmen in seiner Kategorisierung angesehen werden. Sein Genus-System ist mehrstufig. Zunächst differenziert er zwischen dem von ihm so genannten *n*-Genus oder *personinformt* Genus und dem *det*-Genus oder unpersönlichem Genus. Ersteres differenziert er weiter aus in *h*-Genus oder persönliches Genus und den-Genus oder halbpersönliches Genus. Das *h*-Genus wird weiter unterteilt in *han*-Genus (maskulinum) und *hon*-Genus (femininum). Dazu kommen die drei von ihm hybrid genannten Formen halbes *han*-Genus oder halbes Femininum (zum Beispiel *odåga*), neutrales *han*-Genus (zum Beispiel *statsråd*) und neutrales *hon*-Genus (zum Beispiel *fruntimmer*). Die beiden letzten fasst er als halbes *det*-Genus bzw. Halb-Neutra zusammen. Wie im weiteren Verlauf dieses Kapitels zu sehen sein wird, weist sein Genussystem eine große Ähnlichkeit mit dem von Andersson<sup>40</sup> vertretenen System auf, in dem auch zwischen lexikalischem und referentielltem Genus unterschieden wird.

Zusammenfassend zeigt sich, dass Tegnér keine klare Trennung zwischen Genus und Gender in seiner Darstellung von Genus aufzeigt, wenngleich er dies zunächst theoretisch formuliert. Stattdessen finden sich an zahlreichen Stellen Vermischungen bzw. teilweise Ineinsetzungen der Kategorien und Begrifflichkeiten. Dies ist der Fall, wenn sowohl in Bezug auf Gender als auch auf Genus von *genus* die Rede ist und auch die kategorisierenden Adjektive *maskulinum* und *femininum* sowohl in Bezug auf Gender als auch auf Genus verwendet werden. Eine natürlich angenommene Genderdifferenzierung und eine natürlich angenommene Höherstellung von Männern wird als Erklärungsmuster für Genusdifferenzierungen in Bezug auf personale Appellation angeboten. Gender

---

Kasus für *han* eine Rolle gespielt habe, obwohl diese Form nicht aus *den* entstanden ist (vgl. auch *na* aus älterem *hana* = das heutige ›henne‹). Begünstigend für den Durchbruch von *den* könne auch sein, dass in gepflegter Aussprache *et* durch *det* ersetzt wurde. Analog damit habe man das hochsprachlich stärker akzeptierte *den* statt *en* verwendet. Interessant ist folgender Kommentar Tegnér's (169): »Besonders in einem Zeitalter, wo man in Nebensätzen unter deutschem Einfluß der ›Korrektheit‹ halber gern die invertierte Wortstellung verwendete, setzte man ein *den*: der Satz ›*när han hade tagit en*‹ wurde manchmal zu einem ›*när han den tagit hade*‹.«

40 ANDERSSON: 1980.

wird zugleich als eine sprachlich vorgängige Differenzierung verstanden, zu der Genus eine nachgeordnete, spätere sprachliche Kategorisierung darstellt, so dass die Übertragung von Gender auf Genus mit einer Sprachsicht, die ihren Abbildcharakter betont, als eine logische Konsequenz dargestellt werden kann. Genderspezifizierung ist bei ihm vor allem weibliche Genderspezifizierung, wodurch männliche Genderspezifizierung zu Genderunspezifizierung und zum Prototyp des Allgemeinschlichen wird. Dies schlägt sich auch in seiner Verhandlung von Derivationen personaler Appellationsformen nieder, in denen die genderspezifizierend männlichen als die Grundformen angesehen werden, aus denen die genderspezifizierend weiblichen abgeleitet werden. Nur an wenigen Stellen findet eine Übertragung der Genus-Gender-Problematik jenseits von personalen Appellationsformen auf andere Bereiche statt. Gleichzeitig sieht Tegnér die Relevanz von einem Genderdifferenzierungen ausdrückenden Genus für das Schwedische zunehmend schwinden und hebt bereits die zentrale Rolle, die es weiterhin in personalpronominaler Appellation hat, hervor. Quelle für seine Einschätzungen scheint in der Regel sein eigenes Sprachgefühl und konventionalisierte Verwendungen zu sein. So argumentiert er häufiger ausgehend von Sprachgebrauchskonventionen und nicht ausschließlich in einer formalen Logik.<sup>41</sup>

---

41 Tegnér's Ausführungen haben im weiteren Verlauf der einschlägigen Forschung eine umfassende Rezeption und Würdigung erfahren. Vgl. DAVIDSON: 1990 als sprachhistorische Studie, der TEGNÉR: 1962 als eine Grundlage seiner Studie bezeichnet. DAVIDSON: 1990 konzentriert sich ähnlich wie Tegnér knapp hundert Jahre vor ihm, auf die Analyse pronominaler Referenz. Er bezeichnet seine Studie selbst als eine Ergänzung zu Tegnér's Untersuchung, die er durch seine eigene im Großen und Ganzen als bestätigt ansieht. Der Fokussierung von Pronomina in Bezug auf Genusentwicklung liegt die an CLAUDI: 1985 angelehnte These zu Grunde, dass sprachhistorisch gesehen Pronomina die eigentlichen Träger\_innen von Genus sind und nicht Substantive. DAVIDSON: 1990 zeigt in seiner Analyse, dass die Genusverteilung für die Personalpronomina im Schwedischen und die Beibehaltung der pronominalen Wiederaufnahme mit maskulinen bzw. femininen Formen vor allem durch die semantische Nähe der wiederaufgenommenen Substantive zu Menschen bestimmt war. Folgende Faktoren wirken sich dabei positiv auf eine Beibehaltung der Wiederaufnahme mit maskulinen respektive femininen pronominalen Formen aus: die bestimmte Form des Substantivs, feminines grammatisches Genus, Pronominalisierung als Subjekt/Agens, Konkretheit. Die Veränderung von der pronominalen Wiederaufnahme von Substantiven, die nicht Menschen bezeichnen, von *han/hon* zu *den* kann ihm zu Folge mit dem Ende des 19. Jahrhunderts angesetzt werden. Vgl. DAVIDSON: 1990, 149.

Noreen<sup>42</sup> bezieht sich in seinen Ausführungen zu Genus explizit auf Brugmann<sup>43</sup> und nimmt damit die in den zeitgenössischen Sprachwissenschaften vertretene rationalistische Sichtweise auf Genus auf. Trotz dieses expliziten Bezugs finden sich bei ihm zahlreiche Stellen, an denen eine Übertragung von Gender auf Genus deutlich und eine Vermischung der Genderkategorisierung mit einer formalen Genuskategorisierung vollzogen wird. Terminologisch unterscheidet er zwischen *genus* und *kön* und daraus abgeleitet auch *sexus* und räumt *kön* in expliziter Referenz auf Tegnér einen Zusammenhang zu *genus* ein, der sich in *sexus* niederschlägt.<sup>44</sup>

Den grammatiska kategori, som har till specifik uppgift att ange något såsom ägande (eller icke ägande) kön samt dettas art, är hvad jag kallar *sexus* (eller kön) i egentlig mening [...].<sup>45</sup>

Die Verwendung der Kategorie *sexus* als *genus* schreibt er von ihm so genannten ›primitiven‹ Sprachen<sup>46</sup> zu und sieht das heutige Schwedisch dadurch gleichzeitig implizit als höherwertig und höher entwickelt an.

Men denna teorier riktighet innebär dock blott, att kategorier *sexus* ursprungligen varit och ännu i primitiva språk kan fortfara att vara ett slag af *genus*, icke att så ännu är förhållandet i ett så modernt språk som t. e. nysvenskan och för ett så modernt åskådningssätt i kvinnofrågan som det, hvartill flertalet svenskar nu höjt sig.<sup>47</sup>

Genderkategorisierung ist bei Noreen aus Genus entstanden und nicht umgekehrt:

[...] fatta *genus* såsom det språkliga uttrycket för föremålets indelning i rangklasser, men i motsats mot honom [Wundt; d. A.] betrakta *sexus* såsom en själfständig, ehuru förmodligen en gång ur den förra lösbruten, kategori [...].<sup>48</sup>

In der Frage der Pronominalisierung sieht Noreen die Verwendung der Form *han* oder *hon* als Beleg dafür an, dass die so wiederaufgenomme-

42 NOREEN: 1904.

43 BRUGMANN: 1889; vgl. HORNSCHIEDT: 2006a, Kapitel 2.

44 Vgl. NOREEN: 1904, 303. Während Tegnér von *sexuellt genus* spricht, benutzt Noreen die Termini *kön* und vor allem *sexus* und betont stärker die aus seiner Sicht für das zeitgenössische Schwedisch anzunehmende Eigenständigkeit der Kategorisierung.

45 Ebd., 309.

46 Für eine Kritik an dem Terminus ›primitiv‹, vgl. HORNSCHIEDT: 2004.

47 NOREEN: 1904, 304.

48 Ebd., 305.

nen Substantive auf belebte Wesen appellieren. Beide Formen werden hier zunächst einander beigeordnet benannt, wenngleich die Form *hon* als Pronominalisierung bei Feminina erwähnt wird. Die Form *han* wird dahingegen nicht weiter kommentiert und bekommt so ein größeres, nicht erklärungsbedürftiges und dadurch selbstverständliches Anwendungsspektrum zugewiesen. Für Pronomina nimmt Noreen ebenso wie Tegnér als auch viel später Teleman die ›Normalität‹ genderspezifizierender Formen an.<sup>49</sup> Die Frage genderspezifizierender Appellation scheint sich nicht zu stellen: »Så t. e. säger man normalt *gossen* eller *statsrådet han* och *flickan* eller *fruntimret hon* [...]«. <sup>50</sup> Die Pronominalisierung ist für Noreen zugleich eines der beiden entscheidenden Anzeichen für das Genus des Substantivs.<sup>51</sup> Entsprechend seiner Trennung zwischen *genus* und *sexus* widmet Noreen *sexus* ein eigenes Kapitel.<sup>52</sup> Noreen wendet sich gegen eine metaphorische Übertragung von Gender auf die Appellation auf Unbelebtes und lässt lediglich eine poetische Übertragung von Gender gelten. Darüber hinaus sieht er Gender als eine individuelle Eigenschaft an, indem er Gattungsbezeichnungen die Möglichkeit zu einer Genderspezifizierung abspricht:

Strängt taget borde ifrågavarande synpunkt bortfalla äfven vid artnamn [...], ty endast individer kunna ha kön, ej klasser eller arter såsom sådana; alltså t. e. väl *gossen*, *en gosse* och *gossarna* (då dessa uttryck fungera som individnamn), men ej *gosse* (då detta betecknar en hel klass af föremål), ehuru väl hvardera af de i klassen inrymda föremålen – »hvarje gosse« tagen för sig – äger kön.<sup>53</sup>

Die Klasse der sexuellen bzw. gegenderten Appellation unterteilt er weiter in drei Untergruppen: Maskuline, feminine und kommune bzw. zweigenderte Appellation. Maskuline Appellation bezieht sich auf männliche Wesen und wird in der Pronominalisierung mit *han* und der Adjektivendung *-e* sichtbar. Als besondere Gruppe von Appellationsformen in dieser ersten Untergruppe erwähnt Noreen die Maskulina, die ohne morphologische Veränderung auch auf weibliche Wesen appellieren könnten.

49 Vgl. NOREEN: 1904; TEGNÉR: 1962; TELEMAN: 1969.

50 NOREEN: 1904, 307.

51 Das andere Anzeichen ist die Verwendung des Genitiv-s, welches er auf belebte Wesen appellierenden Formen zuschreibt.

52 Vgl. NOREEN: 1904, 308: »Indelning från synpunkten af föremålen könsbestämhet. Kategorier *sexus*«.

53 Ebd., 308–309.

Er nennt Beispiele, ohne eine etwaige Problematik seiner Einteilung daraufhin weiter zu diskutieren. Hier vermischt er beispielsweise Genus und Gender in seiner Darstellung. Auch für die zweite Untergruppe der Feminina nennt er die Möglichkeit der Appellation auf männliche Wesen: »Liksom maskuliner [...] finnas äfven talrika femininer, som äro epicena, t. e. »hvad heter den här *apan?* *Hon* heter Kalle, för det är en hanne«.<sup>54</sup> Noreen führt weiter aus, dass das Vorkommen eines Femininum ohne dass es ein dementsprechendes Maskulinum gäbe, äußerst selten wäre und dass in der größten Zahl der Fälle das Femininum aus dem Maskulinum abgeleitet sei. »[...] ett afhängighetsförhållande som i sin mån talar för ursprungligheten av sexus femininum i förhållande till sexus maskulinum«.<sup>55</sup> An dieser Stelle ist eine implizite Nachrangigkeit des Weiblichen gegenüber dem Männlichen herauszulesen. In Erwähnung von Wundt<sup>56</sup> spricht er von der sprachlichen Abhängigkeit des Femininum vom Maskulinum, womit er eine metaphorische Übertragung einer als natürlich angenommenen Genderrelation auf Genus produziert. Es ist eine inhaltliche Nähe zu Tegnér's Bezeichnung des Maskulinums als das stärkere Geschlecht erkennbar.<sup>57</sup> Nicht nur werden hier Genus und Gender vermischt oder als synonym dargestellt – obwohl aus den grammatischen Darstellungen der Zeit durchaus ersichtlich ist, dass Genus maskulinum nicht der Referenz auf männliche Wesen vorbehalten ist –, sondern zugleich wird auch die übergeordnete Stellung des Genus maskulinum aus dieser Gleichsetzung mit männlich als gegeben vor- und hergestellt. Die durch Suffixe gebildeten genderspezifizierend weiblichen Appellationsformen unterteilt Noreen weiter in funktionale und matrimonale Feminina. Während funktionale Feminina genderspezifizierend weibliche Funktions- und Tätigkeitsbenennung darstellen, sind die matrimonalen Feminina weibliche, institutionalisierte Abhängigkeitsbenennungen von Männern durch Heirat. Hier ist Heteronormativität in die Darstellung genderspezifizierend weiblicher Appellationsformen als selbstverständlich eingeschrieben und damit reproduziert und unhinterfragbar gemacht.

Noreens Behandlung des Genus bei Personenbezeichnungen weist darüber hinaus auch eine Vermischung von Genus und Gender auf,

---

54 Ebd., 314.

55 Ebd., 314–315.

56 WUNDT: 1904.

57 Vgl. TEGNÉR: 1962, 29–30.

wenn er zwischen den Genera Maskulinum und Femininum für Personenreferenzformen differenziert und diesen die Oberkategorie Sexus gibt. Der Terminus Genus ist bei ihm der Unterscheidung in Maskulinum und Femininum vorbehalten, die jedoch trotz seiner explizit formulierten Vorbehalte stark mit Gender vermischt sind. Seine Argumentation, dass es unsinnig sei, das maskuline *statsrådet*, das feminine *fruntimret*, das kommune *vittnet* und das ›insexuelle‹ *bordet*<sup>58</sup> zu ein und demselben ›Geschlecht‹ zusammenzuordnen, ist in dieser Hinsicht logisch.<sup>59</sup> Auch seine Argumentation, dass genderunspezifisierende Appellationsformen Maskulina sind, die bei Bedarf auch für weibliche Wesen verwendet werden können, stimmt mit einer zu Grunde liegenden Präsupposition der hierarchischen Höherstellung des Maskulinen – als Männlichem – überein.

Die Klassifizierung von *kollega* und *statsråd* als Maskulina zeugt nicht nur von einem überholten grammatischen Standpunkt, sondern auch davon, daß das, was einst referentiell gesehen ein unbestrittenes Faktum war, durch die gesellschaftliche Entwicklung seinen Wahrheitswert einbüßen kann. (Es gibt z. B. heute viele *Ministerinnen*).<sup>60</sup>

Dieser sprachwissenschaftliche Kommentar zu Noreens Ausführungen<sup>61</sup> wird jedoch hier insofern als kritisch bewertet, als Noreens Darstellung in diesem ein historischer und ideologiefreier Wahrheitswert gegeben wird und die Vermischung von Genus und Gender selbst noch mal reproduziert ist, indem für das zweite Argument Noreens Sichtweise zunächst übernommen wird. In der vorliegenden Arbeit wird hingegen das Bedürfnis Noreens, in Anlehnung an Brugmann,<sup>62</sup> Genus und Gender voneinander trennen zu wollen als relativ stark angesehen. Was zunächst von Noreen theoretisch getrennt entwickelt wird, fließt in seiner ausführlichen Darstellung doch ineinander. Zu beobachten ist ein großes Bemühen, formale Regeln für unterschiedliche Bildungsmuster von Gender-spezifisierung in personaler Appellation aufzustellen, die zeitgenössisch als einmalig bezeichnet werden können. Die Frage der genderunspezifisierenden menschlichen Appellation im Singular bleibt in seiner Behand-

58 Es ist hier Noreens Terminologie übernommen worden.

59 Vgl. NOREEN 1904, 329.

60 JOBIN u. MAGNUSSON: 2000, 147.

61 Vgl. NOREEN: 1904.

62 Vgl. BRUGMANN: 1889.

lung unerwähnt, und es entsteht der Eindruck, dass eine generische genderunspezifisierende Appellation ein nicht existierender Fall ist. Dies kann eher implizit aus dem den Paragrafen zu Genus und Gender nachgeordneten Abschnitt herausgelesen werden, wenn er dort die Frage der Kategorie »aktus« behandelt, wo genderspezifisierend weibliche Appellation nur eine untergeordnete Position einnimmt, aus der sich die genderunspezifisierende Verwendung genderspezifisierend männlicher Appellationsformen schlussfolgern lässt. Zusammenfassend kann zu Noreens Darstellung festgehalten werden, dass sich hier eine Natürlichkeitsvorstellung zu Gender findet, die in einem formalen Ansatz der Kategorisierung personaler Appellation dargestellt ist, ohne gleichzeitig eine Ineinssetzung von Genus und Gender zu betreiben, was hingegen »primitiveren« Kulturen zugeschrieben wird. Noreens Ausführungen zu den unterschiedlichen Formenbildungen der Genderspezifisierung personaler Appellation sind detailliert und zeigen die Bandbreite formaler Möglichkeiten auf. Implizit liegt diesen Darstellungen die Idee einer männlichen Vorgängigkeit und Höherwertigkeit zu Grunde, wenn die genderspezifisierend männlich appellierenden Formen als Grundformen hergestellt werden und die weiblichen jeweils aus diesen abgeleitet sind. Auch die Frage der genderunspezifisierenden Appellation bleibt unberücksichtigt, wodurch sich auch an diesem Punkt eine Vorstellung eines prototypischen Menschen als Mann herstellt. Wenngleich Noreen sehr genau verschiedene Verwendungsweisen personaler Appellation differenziert, wenn er beispielsweise zwischen funktionalen und matrimonalen weiblichen Appellationsformen differenziert, geht er an diesem Punkt nicht weiter und fragt danach, warum er diese Differenzierung nur für weibliche Appellation aufstellt oder warum sich für männliche Appellation eine entsprechende Unterteilung nicht füllen lassen würde. Noreen verbleibt in einem Anspruch der Deskriptivität, mit dem sich gleichzeitig bestimmte Gebrauchsweisen implizit als natürlich herstellen. Im Kontext der vorliegenden Arbeit wird es aber darüber hinaus als besonders bedeutsam erachtet, dass Noreen in seiner Darstellung die Notwendigkeit erkennen lässt, in der Frage der Bestimmung von Genus personale Appellation zunächst getrennt zu behandeln.

Beckman unterscheidet zwischen Utrum und Neutrum als Hauptgenusdifferenzierung des Schwedischen, die er durch Kongruenzelemente

manifestiert sieht.<sup>65</sup> Utrum unterscheidet er weiter in Maskulinum, Femininum und Reale, die er aufgrund der pronominalen Wiederaufnahme differenziert.

Om vi håller oss till bruket av *han, hon, den* [...], får vi således i svenskan uppdelat genus utrum i tre slag: 1. *Maskulinum* (förk. *m.*), omfattande sådana ord, som ersätts av *han*. Hit hör i allmänhet namn på levande varelser, särskilt människor, med naturligt manligt kön. 2. *Femininum* (förk. *f.*), omfattande sådana ord, som ersätts av *hon*. Hit hör i allmänhet namn på levande varelser, särskilt människor, med naturligt kvinnligt kön. 3. *Reale* (förk. *r.*) omfattande sådana ord, som ersätts av *den*. Hit hör i allmänhet namn på saker, då de ej äro genus neutrum.<sup>64</sup>

Beckmans Genussystematisierung ist ein hierarchisches, zweistufiges System, welches er durch innersprachliche Phänomene motiviert (Kongruenzelemente und pronominaler Wiederaufnahmen) und entspricht den weiter unten vorgestellten Standardanalysen zum schwedischen Genusystem weitgehend. Beckman geht, im Unterschied zu Noreen, konkret auf die Frage der genderunspezifisierenden Appellation ein, die er als die wichtigste ›besondere‹ Regel bezeichnet: »1. Maskulinum användes ofta, då det blott gäller att beteckna, att fråga är om ett levande (personligt) väsen, utan att skillnaden mellan man och kvinna har betydelse.«<sup>65</sup>

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass bei allen drei Modellen der Jahrhundertwende deutlich wird, dass personale Appellation und hier speziell der Aspekt Gender eine wichtige Funktion für die Charakterisierung der jeweiligen Genusmodelle einnimmt und darüber hinaus insgesamt für die Darstellung der schwedischen Sprache zentral ist. So hat Tegnér dem Thema Genus eine ganze Monografie gewidmet, Noreen behandelt das Thema in seiner Bedeutungslehre mit großer Ausführlichkeit und bei Beckman bekommt das Thema bei einer Darstellung von Substantiven und Pronomina einen zentralen Stellenwert. Zum einen wird zwischen der Appellation auf Personen und sonstiger Appellation differenziert, zum anderen wird die Appellation auf Personen in eine Genderspezifizierung in weiblich und männlich ausdifferenziert. An welchen Punkten diese beiden Aspekte in die Charakterisierung von Genus

63 BECKMAN: (1904) 1945. Im Folgenden wird aus der neunten, nahezu unveränderten Ausgabe von 1945 zitiert.

64 Ebd., 28.

65 Ebd., 29.

im Schwedischen hineinkommen, ist bei den drei Autoren unterschiedlich. Während Gender und auch personale Appellation in Beckmans Modell zu Genus eine nachgeordnete Position einnehmen, findet sich bei Tegnér trotz anderslautender expliziter Äußerungen eine metaphorische Übertragung von Gender auf Genus. Noreen hingegen versucht, Gender und Genus in seiner Analyse voneinander getrennt zu halten und gibt einer potentiellen Verbindung am ehesten eine historische Dimension. Seine Ausführungen stehen am klarsten in der Nachfolge von Brugmann.<sup>66</sup> Offensichtlich ist bei sowohl Tegnér, Noreen wie auch Beckman, dass die Frage der personalen Appellation einerseits und der Genderspezifizierung andererseits ein gesondert zu behandelndes Problem sowohl für eine schwedische Sprachlehre darstellt als auch in der Frage der Genusklassifikation des Schwedischen einnimmt. Dieses Charakteristikum zieht sich bis heute durch die Genusforschung zum Schwedischen, wobei sie verschieden gehandhabt wird: So kann die Frage der Genderspezifizierung personaler Appellation sowohl als Ausgangspunkt der Betrachtung von Genus genommen werden, wodurch Genus eine metaphorische Genderfunktion bekommt, oder Genderspezifizierung in personaler Appellation als gesonderter Bereich betrachtet werden, der aus der sonstigen Genusystematik des Schwedischen herausfällt. In der Regel wird versucht, sowohl die Spezifika personaler Appellation mit Hinblick auf Genus sowie sonstige Genusklassifikationsregeln in einem kombinierten Modell zu betrachten.

### 3.2.3 Diskussion von Darstellungen zu Genus im Schwedischen in Bezug auf Gender seit Mitte des 20. Jahrhunderts

Die ›moderne‹ schwedische linguistische Diskussion um Genus besonders im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts hat sich schwerpunktmäßig damit beschäftigt, wie viele Genera das Schwedische hat, wie diese benannt werden, wie sie zusammenhängen und wie sie differenziert werden können. Gerade in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ist eine verstärkte oder wieder aufwachende Diskussion zum Thema zu beobachten, die teilweise direkt auf die Rezeption von Corbett zurückgeführt werden

---

66 BRUGMANN: 1889.

kann.<sup>67</sup> Ein weiterer Grund dafür, dass ungefähr 100 Jahre nach einer intensiven Phase der Auseinandersetzung mit Genus in den schwedischen Wissenschaften dies seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wieder zu einem wichtigen Thema geworden ist, kann auch auf dem Hintergrund einer Beobachtung unterschiedlicher theoretischer Ausrichtungen der Linguistik und ihrer institutionalisierten Relevanz innerhalb des letzten Jahrhunderts erklärt werden. Durch den *pragmatic turn*<sup>68</sup> haben auch Fragen der Funktion von Genus wieder neue Relevanz für die Forschung bekommen. Besonders Källström hat versucht, Corbetts Kategorisierungen und Vorstellungen zu Genus auf das Schwedische zu übertragen.<sup>69</sup> Im Folgenden sollen die wichtigsten neueren schwedischen Genusystematisierungen vorgestellt und diskutiert werden. Eine Grenzziehung zwischen Arbeiten, die sich mit Genus beschäftigen und denjenigen, die sich mit personaler Appellation beschäftigen und davon ausgehend Genus fokussieren, ist nur bedingt möglich. Es kristallisiert sich für diese Phase eine starke Vermischung oder gegenseitige Bedingtheit beider Bereiche in der linguistischen Darstellung und Forschung heraus. Entsprechend werden in diesem Teil sowohl die Arbeiten diskutiert, die eine Genusystematisierung zum Ausgangspunkt nehmen, als auch solche, die ausgehend von einer Frage der Genderappellation auf Genus Bezug nehmen. Dies erscheint sinnvoll, da die Autor\_innen thematisch häufig übereinstimmen und in unterschiedlichen Publikationen die letztere Frage als Spezifikation der ersteren behandeln. Die Diskussion in diesem Kapitel ist jeweils speziell auf die Frage der Genderspezifizierung personaler Appellation bezogen und beansprucht nicht eine allgemeinere Kritik der vorgestellten Genusystematisierungen.<sup>70</sup>

Benson, Teleman, Källström und Andersson sind Publikationen, die die Frage der Genusystematisierung als Ausgangspunkt nehmen.<sup>71</sup> Die sowohl von Källström als auch von E. Andersson diskutierten Genusys-

---

67 CORBETT: 1991. Vgl. KÄLLSTRÖM: 1993; 1995; ANDERSSON, E.: 2000; DAHL: 2000a, die sich alle explizit auf CORBETT: 1991 als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zum Schwedischen beziehen.

68 Vgl. HORNSCHIEDT: 1997.

69 KÄLLSTRÖM: 1995.

70 Die Studien werden in der Reihenfolge ihres Erscheinens diskutiert. Bei gleichen Erscheinungsjahren wird eine alphabetische Sortierung vorgenommen.

71 BENSON: 1957; TELEMAN: 1987; KÄLLSTRÖM: 1993; 1995; ANDERSSON, E.: 2000.

tematisierungen des Schwedischen,<sup>72</sup> die als klassisch bezeichnet werden, sind Tegnér, Beckman, Noreen und Teleman.<sup>73</sup> Es findet sich insgesamt eine große Übereinstimmung in dem jeweiligen Bezug unterschiedlicher Forscher\_innen und Traditionen aufeinander, die Rezeption verläuft einheitlich und bezieht sich jeweils auf dieselben historischen Quellen. Die Diskussion früherer klassischer Genusmodelle in den modernen Darstellungen dient jeweils als Folie der Entwicklung eines eigenen Genusmodells.

Benson diskutiert die Relation zwischen einem von ihm angenommenen ›Sexus‹ und ›artikuliertem Genus‹ und schlägt zu diesem Zweck die Kategorie des ›anaphorischen Genus‹ vor. Er versteht darunter die Eigenschaft eines Substantivs, welche dazu führt, dass dieses durch ein anaphorisches Pronomen ersetzt werden kann. Zu diesem Zweck unterscheidet Benson bezogen auf Personalpronomina vier verschiedene anaphorische Pronomina: *han-*, *hon-*, *den-* und *det-*Genus, die ihrerseits wieder in zwei ›höhere‹ Klassen zusammengeführt werden: *h-*Genus und *d-*Genus.<sup>74</sup> Es findet sich bei ihm, wenn auch indirekt, eine besondere Betonung von Pronomina für die Frage der Genderspezifizierung. Ausgehend von den unterschiedlichen pronominalen Wiederaufnahmeformen einer substantivischen Appellation unterscheidet Benson Genusklassen, so dass er, wenn er Genus auch weiterhin den Substantiven zuschreibt, doch Pronomina als Ausgangspunkt der Genusbestimmung nimmt. Sein Modell ist insofern eine implizite Übernahme der von Claudi geäußerten Ansicht, dass Pronomina der eigentliche Ursprung von Genus seien.<sup>75</sup>

Teleman kann als einer der wichtigsten modernen Linguist\_innen in Bezug auf die Darstellung und Verhandlung von Genus und das Verhältnis von Genus zu Gender angesehen werden.<sup>76</sup> Seine herausragende Stellung für diese Fragen manifestiert sich auch in seiner federführenden Arbeit für die Grammatik der schwedischen Akademie<sup>77</sup>, die stark von seinen Auffassungen zu Grammatik geprägt ist. Über mehrere Jahrzehnte hat Teleman sich mit der Genusproblematik beschäftigt, was zeigt, wel-

72 KÄLLSTRÖM: 1995; ANDERSSON, E.: 2000.

73 TEGNÉR: (1892) 1962; BECKMAN: (1904) 1945; NOREEN: 1904 und TELEMAN: 1987.

74 Vgl. BENSON: 1957, 66–70.

75 CLAUDI: 1985.

76 TELEMAN: 1987.

77 *Svenska Akademiens Grammatik* (SAG): 1999.

che Relevanz diese Frage für ihn – und damit auch für die einschlägige schwedische Sprachwissenschaft – hat. Innerhalb seiner Veröffentlichungen kann zugleich auch eine inhaltliche und erkenntnistheoretische Veränderung festgestellt werden.

Teleman vertritt ein generativistisches Grammatikmodell, in dem die Charakterisierung von auf Personen appellierenden Nomina nach dem Modell [+ weiblich]/[- weiblich] erfolgt.<sup>78</sup> Die Zuschreibung eines weiblichen Genders durch eine personale Appellationsform wird in dem grammatischen Modell als Markiertheit reproduziert,<sup>79</sup> womit gleichzeitig männliches Gender einer Markierung entgeht und zum unmarkierten Normalfall wird. Dies manifestiert sich in Telemans Darstellung auch in der Charakterisierung der pronominalen Form *han*, die nach diesem Modell entweder als [+ menschlich, + Gender, - weiblich] oder als [+ menschlich, - Gender] wiedergegeben werden kann. *Han* wird zu einer Form, die nicht nur genderspezifisierend männlich appelliert, sondern sich auch auf einzelne Menschen bezieht, deren Genderspezifisierung als unbekannt oder irrelevant angenommen wird. Der Umstand der Homonymie der entsprechenden Formen mit genderspezifisierend männlich appellierenden<sup>80</sup> Formen wird bei Teleman nicht weiter benannt oder problematisiert.

Die frühere Feststellung Telemans, dass der schwedische Sprachgebrauch bezogen auf Kongruenz von Neutrum-Substantiven, die personal appellierend mit prädikativen Ergänzungen und Pronomina sind, ›instabil‹ sei,<sup>81</sup> wird nicht als Anregung genommen, darüber nachzudenken, inwiefern die Kongruenztheorie eventuell dem Sprachgebrauch nicht genüge tragen kann.<sup>82</sup> Insgesamt ist Telemans Modell von 1969 in Bezug auf Gender von einer einseitigen Betonung weiblichen Genders geprägt. Fragen einer widerstreitenden Genus- und Genderkongruenz werden durch das Charakteristikum Instabilität gekennzeichnet, ohne daraus weitere Überlegungen hinsichtlich der vertretenen Genusystematik anzustellen. Der formenmäßige Zusammenfall genderspezifisierend

---

78 TELEMAN: 1969.

79 Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a, Kapitel 2, für eine allgemeinere Kritik an diesen merkmalssemantischen Darstellungen.

80 Sofern man hier von getrennten Formen ausgehen will.

81 TELEMAN: 1969.

82 Vgl. ANDERSSON: 1980 für eine entsprechende These, auch hier ohne eine weitere Problematisierung.

männlicher und genderunspezifischer Appellation wird nicht weiter thematisiert.

Telemans späteres Genusmodell für das Schwedische reagiert in gewisser Weise auf die oben angesprochene Kritik.<sup>83</sup> Hier geht er von zwei unterschiedlichen Genussystemen für die schwedische Sprache aus, welche er grammatisches und semantisches Genus nennt. Wie bereits angesprochen, handelt es sich mit diesem Modell um eines der klassischen Genusmodelle zum Schwedischen. Durch die Zweiteilung von Genus versucht er, die Problematik zu umgehen, schwedisches Genus in seinen Kongruenzbedingungen mit Genuszuweisungsregeln nicht über alle Wortgruppen hinweg einheitlich beschreiben zu können, wenn personale Appellationsformen nicht aus der Betrachtung ausgeschlossen sind. Das von Teleman 1987 angenommene grammatische Genusystem ist integraler Bestandteil aller Substantive und beinhaltet zwei Genera, Utrum und Neutrum. Diese Genuseinteilung hat nichts mit Gender zu tun, sondern ist eine formale Kategorisierung. Gender spielt hingegen in dem von ihm so genannten semantischen Genusystem eine Rolle. Dieses semantische Genusystem<sup>84</sup> erteilt Genuszuweisungen in Abhängigkeit von dem biologischen Gender des/der Referierten. In diesem semantischen Genusystem gibt es nach Teleman drei verschiedene Genera, Maskulinum, Femininum und Inanimatum. Teleman spricht zwar an, dass das semantische System problematisch ist, wenn die sprachlich appellierte Person unbekannt oder unspezifiziert ist und erkennt damit, dass seine zuvor aufgestellte Regel hier nicht mehr anwendbar ist. Er löst dieses Problem, indem er postuliert, dass in entsprechenden Fällen in der Regel die maskulinen Formen für die sprachliche Appellation genommen werden, Ausnahmen stellen ›traditionell weibliche‹ Bezeichnungen wie beispielsweise *sjuk-sköterska* dar. Diese Form der Darstellung ist häufig in einschlägigen Veröffentlichungen zu finden: Die Verwendung der – in diesem Modell – maskulinen Formen zur genderunspezifischen und in dieser Darstellung damit anthropozentrischen Appellation wird als Faktum postuliert, Ausnahmen genderunspezifischer Appellation durch feminine Formen werden hingegen einer sozialen weiblichen Genderrolle zugeschrie-

---

83 TELEMAN: 1987.

84 Vgl. ebd. Er benutzt in seiner Darstellung das Substantiv System in einer aktiven Subjektposition, was die zu Grunde liegende Auffassung der Eigenständigkeit sprachlicher Entwicklungen impliziert.

ben. Diese wird zudem noch als traditionell dargestellt, wodurch eine zeitliche Distanzierung zu entsprechenden weiblichen Genderstereotypen hergestellt wird, in der eine Annahme heute nicht mehr vorhandener, entsprechender Genderrollen impliziert ist. Es findet eine implizite Bezugnahme auf soziale Genderrollen statt, diese werden aber lediglich weiblichem Gender zugeschrieben. Eine Rückübertragung dieser Dimension in der Sprachanalyse auf genderunspezifisierende Appellation durch genderspezifisierend männliche Formen bleibt aus. Auf diese Weise wird auch in der entsprechenden Forschung ein Bild von Weiblichkeit als Gender reproduziert und von Männlichkeit als Allgemeinmenschlichem, als Nicht-Gender.

Entgegen der Aussparung der Problematik des Zusammenfalls einer genderspezifisierend männlichen Appellation mit einer genderunspezifisierenden in seinem Artikel von 1969, in der dieses Problem schlichtweg zugunsten einer Annahme der Generizität nicht angesprochen wird, ist in seinem Artikel von 1987, also fast zwanzig Jahre später, eine Veränderung zu bemerken, wenn Teleman hier mit einer Einschränkung und insgesamt vorsichtiger formuliert:

Låt oss gå vidare till de fall då talaren vill åsyfta en mänsklig *varelse i allmänhet utan avseende på kön*. Här väljs som regel maskulinformen: varje adjunkt ... han [...]. Dessutom väljer man nog gärna femininum om den grupp som avses till övervägande delen utgörs av kvinnor: varje sjuksköterska ... hon.<sup>85</sup>

Teleman weicht mit dieser Erklärung nicht von der Regel und Annahme ab, dass Männlichkeit der Normalfall sei, sondern bestätigt sie noch mal, wenn er nicht diskutiert, was der Fall ist, wenn eine Gruppe zum überwiegenden Teil aus Männern besteht. Diese Annahme scheint den selbstverständlichen Normalfall seiner Diskussion auszumachen und muss daher nicht explizit als ein gesonderter Fall behandelt werden. Auf diese Weise stellt sich gleichzeitig in der Darstellung eine Normalitätsvorstellung personaler Appellation in Bezug auf Gender sowie Abweichungen von dieser her. In dem Beispiel für die genderspezifisierend weibliche personale Appellation spricht er implizit das Gebiet einer sozialstereotypen Genderspezifisierung von in den von ihm zitierten Beispielen Tätigkeitsbereichen an, verhandelt aber auch diesen Aspekt nicht explizit. Stattdessen wird die Stereotypisierung hier einer Natürlichkeitsvorstellung der Genderdichotomie eingeschrieben.

---

<sup>85</sup> Ebd., 112.

Das, was Teleman in seinem Modell von 1987 als ›traditionell weiblich‹ ansieht, kann auch als soziales Gender benannt werden, das bei der Realisierung personaler Appellation in der Wahl zwischen verschiedenen Formen eine Rolle spielt. In diesem Fall müsste es jedoch nicht nur für ›traditionell weibliche‹ Bezeichnungen angesetzt werden, sondern in logischer Fortführung dieses Gedankens könnte so dargestellt werden, dass ein Großteil der sprachlichen Umsetzung personaler Konzeptualisierungen durch ›traditionell männliche‹ Vorstellungen geschieht. Dies aber geschieht bei ihm nicht, so dass in seiner Argumentation Männlichkeit wiederum zum menschlichen Normalfall gemacht wird, während Weiblichkeit zur zu benennenden Abweichung erklärt wird. Die oben bereits angesprochene zeitliche Distanzierung entsprechender Genderrollenannahmen durch die Attribuierung mit ›traditionell‹ impliziert gleichzeitig einen heutigen Zustand einer nicht von Genderrollen geprägten Tätigkeitsordnung, ohne dass dies explizit aufgezeigt oder verhandelt würde und auf diese Weise ebenfalls mit prototypischen Vorstellungen »nicht-traditionell« zu sein, gefüllt werden kann. Auf diese Weise wird ein Auto-stereotyp einer gleichgestellten Gesellschaft in Bezug auf Gender implizit reproduziert, ohne dies konkretisieren zu müssen, wodurch das Stereotyp dann hinterfragbar wäre.

Die auch 1987 von Teleman als unproblematisch dargestellte Frage der Genuszuweisung bei von ihm angenommener unspezifizierender Referenz ist zusätzlich einer der Punkte, der aus einer feministischen Sicht von besonderem Interesse ist und an dem eine bestimmte Weltsicht durch grammatische Darstellung zum Ausdruck kommt. Durch die Form der Darstellung wird die Aufmerksamkeit von einer Problematik bei genderspezifizierender Appellation weg gelenkt, wodurch gleichzeitig wieder der Eindruck einer regelhaften Systemhaftigkeit verstärkt wird, welcher Kriterien der Objektivität und Neutralität stützt. Eine Hinterfragung entsprechender grammatischer Strukturen erscheint bei einer solchen Darstellung und Sichtweise schwierig. Insgesamt wird in Telemans Darstellung von 1987 der Eindruck der Vorgängigkeit eines grammatischen Systems gestärkt, welche die Aspekte der aktiven Konstruktion in Grammatik und grammatischen Darstellungen unsichtbar macht.

Zusammenfassend spielen auf der Ebene des von Teleman 1987 angesetzten semantischen Genus pragmatische Faktoren, wie die der sozialen Stereotypen ›traditionellen‹ Zuschreibung von Genderrollen innerhalb einer Gesellschaft eine Rolle. Teleman verbleibt mit seinem Modell je-

doch in einem semantischen Ansatz, wodurch sich die Naturalisierung und sprachliche Vorgängigkeit dieser Kategorisierung in seiner Darstellung verstärkt. Wie gezeigt wurde, findet bei Telemans einerseits eine Setzung männlicher Identität als Prototyp einer allgemeinmenschlichen Identität und andererseits eine Setzung weiblicher Identität als Prototyp für Gender statt.<sup>86</sup> In dem Vorschlag, von zwei Genussystemen zu sprechen, ist die Möglichkeit impliziert, zwischen formalen und semantisch/pragmatischen Kriterien in Bezug auf Genus trennen zu können. In Telemans semantischem Genusmodell von 1987 wird dieses lediglich an einer Differenzierung in belebt und unbelebt sowie an weiblicher Genderspezifizierung festgemacht, die ihrerseits nur durch pronominale Appellation im Singular getragen wird. Es ist zu fragen, ob dies für die Annahme einer Genuskongruenz ausreicht oder ob es sich nicht um eine Genderkongruenz handelt, die entsprechend auch nicht als Genussystematisierung aufgefasst werden muss. Vom Prinzip dessen, was Telemans 1987 unter semantischem Genus fasst, könnte die Kategorie Genus für die hier vollzogenen Kongruenzrelationen aber genauso gut aufgegeben werden, da sie klar von Genderspezifizierung trennbar ist und über andere Formen ausgedrückt wird. Die Frage des Zusammenhangs von Genus- und Gendersystematik und die Frage der Formalisierbarkeit einer sprachlichen Genderdifferenzierung in ein Genussystem sind diejenigen, die sich durch die gesamte moderne schwedische Debatte zu Genus ziehen.

Källströms Publikationen von 1993 und 1995 wenden sich gegen den von Telemans 1987 postulierten Vorschlag der Trennung zweier Genussysteme für eine Darstellung des Schwedischen und bezeichnen diese als irreführend. Källström schlägt stattdessen eine Sichtweise vor, in der Substantive ein lexikalisches Genus haben, welches u.a. durch semantische Faktoren beeinflusst ist. Während das lexikalische Genus eine feste Größe des Wortes selbst ist, ist das referentielle Genus variabel und wird einer Nominalphrase zugeschrieben und ist bei Källström abhängig von dem Gender der referierten Person. Eine Parallele zu Hellinger und Bußmanns allgemein für Sprachen vorgeschlagenes Modell<sup>87</sup> ist deutlich. Auch sie differenzieren zwischen lexikalischem und referentiellem Gender, wenngleich die Grenzziehungen bei ihnen an anderen Stellen verlaufen: Das lexikalische Genus ist bei ihnen die prototypische Gender-

---

86 Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a, Kapitel 2, für entsprechende Analysen.

87 HELLINGER u. BUßMANN: 2002; vgl. HORNSCHIEDT: 2006a, Kapitel 2.

vorstellung, die mit der entsprechenden Appellationsform verbunden ist und muss sich nicht in Genusmarkierungen niederschlagen, wohingegen das referentielle Gender die Referenzbeziehung der Nominalphrase zur außersprachlichen Referenz bezeichnet, die sich ebenfalls auf verschiedene Arten und abhängig von der jeweiligen Sprache auf die Genuszuweisung auswirken kann. Während bei Hellinger und Bußmann die beiden Ebenen Genus und Gender relativ klar voneinander getrennt zu sein scheinen und sie daraufhin weisen, dass lexikalisches und referentielles Gender u. a. durch Genus realisiert werden kann, sind sie es bei Källström<sup>88</sup> nicht. Besonders deutlich wird die Nicht-Haltbarkeit seines Vorschlages, ähnlich wie Telemans Vorschlag von 1987, bei der Behandlung der Appellation bei nicht näher spezifizierter belebter Appellation. Hier beruht das lexikalische Genus bei ihm auf der folgenden Annahme:

Nominalfraser med *lärare* som huvudord är antingen femininum eller maskulinum alltefter referentens kön. Är referenten ospecificerad med avseende på kön, så är de som regel maskulinum. Dessa fakta kan förklaras om man **antar** att substantivet *lärare* har lexikalt genus maskulinum och att reglerna för referentiellt genus tilldelar nominalfraser med *lärare* som huvudord genus efter referentens kön. Är referenten ospecificerad med avseende på kön, så tilldelas nominalfrasen *lärarens* lexikaliska genus maskulinum.<sup>89</sup>

Källström vollzieht eine Zirkelargumentation, die aus meiner Sicht nicht plausibel ist. Woher die Annahme kommt, dass das lexikalische Genus des Substantivs in diesem Fall als maskulin angenommen werden soll, lässt Källström offen. Auch hier fließen also, ähnlich wie zuvor auch bei Telemans<sup>90</sup> kritisiert, unhinterfragte Vorannahmen in die Darstellung mit ein, die im Nachhinein nur noch schwer re- und dekonstruierbar<sup>91</sup> sind und auf diese Weise massive Naturalisierungen produzieren. Källström schreibt in einer Fußnote dazu, dass ihm bewusst ist, dass die Frage der genderunspezifisierenden, generischen Referenz durch maskuline Formen nicht ›undiskutierbar‹ ist, er diesen Aspekt aus Gründen der Vereinfachung jedoch unberücksichtigt lassen will. Auch hier zeigt sich die

88 KÄLLSTRÖM: 1995.

89 Ebd., 31. Hervorhebung durch die Autorin.

90 TELEMAN: 1987.

91 Zudem ist gerade dieses Beispiel schlecht gewählt, wie Untersuchungen in Kapitel 4 zeigen, da *lärare* im Schwedischen ein sehr stark ausgeprägtes soziales Gender weiblich besitzt und die angenommene prototypische Männlichkeit der Appellationsform in diesem Fall für das heutige Schwedisch gerade nicht zutrifft.

aktive Konstruktion einer bestimmten, als wahr angenommenen Wirklichkeitssicht, die zugleich auf Ausschließungen basiert und grammatischen Darstellungen eigen ist. Die Benennung als »Vereinfachung« wird hier als argumentative Legitimation gelesen, die jedoch von Leser\_innen sicherlich nicht erinnert wird, sondern genau diese »Vereinfachung« zur Norm erhebt. Sie führt in der Regel der Fälle dazu, bestimmte Fragen auszuklammern, um dadurch zu einer möglichst glatten Darstellung zu kommen, die aber auf genau diesen Ausschließungen basiert, ohne die eine regelgeleitete ›Beschreibung‹ nicht möglich wäre. Die Vereinfachung von Sprachgebrauchskonventionen wird vorgeschaltet, um danach Regeln aufstellen zu können, die als erklärend für den gesamten Sprachgebrauch deklariert werden. Die ausgeschlossenen Fälle werden auf dem Weg als irrelevant hergestellt. Dem Ziel einer in sich stringenten Darstellung werden sprachliche Funktionen und Gebrauchsweisen, die eine höhere Komplexität einer Regelformulierung erfordern würden, untergeordnet. Das Mittel, eine Darstellung, wird mit dem Ziel, eine stringente Darstellung, gleich gesetzt und ihr eine Behandlung der Komplexität eines Sachverhaltes untergeordnet. Es zeigt sich ein zu Grunde liegender strukturalistischer Ansatz, in dem Erklärungen, die auf soziale Faktoren explizit Bezug nehmen müssten und diese als unausschließbaren Teil einer sprachwissenschaftlichen Darstellung verstehen würden oder die Abhängigkeit der grammatischen Darstellung von einer bestimmten Sprachsicht explizit machen müsste, außen vor bleiben.

Auch wenn Källström<sup>92</sup> Telemans zweigeteiltes Genussystem verwirft, führt er selbst eine Zweiteilung ein, die er auf einer anderen Ebene verortet, wenn er zwischen den Eigenschaften von Substantiven und ihrem Gebrauch in Nominalphrasen differenziert. Ausgangspunkt seiner Betrachtung zu Genus sind Substantive, wie es in der gesamten einschlägigen Genusforschung der Fall ist, wodurch Genus bei Pronomina beispielsweise von nachgeordnetem Interesse ist und jeweils nur bezogen auf Substantive eine Rolle spielt.

In seiner Veröffentlichung von 1995 spricht Källström, ausgehend von Corbetts Idee eines so genannten *target gender*,<sup>93</sup> von vier Genera für das moderne Schwedisch: Utrum maskulinum, Utrum femininum, Utrum

---

92 KÄLLSTRÖM: 1995.

93 CORBETT: 1991. Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a, Kapitel 2, für eine ausführlichere Würdigung und Diskussion.

inanimatum und Neutrum (Inanimatum). Dadurch kann er ein Zwei-Genera-System für das heutige Schwedisch ansetzen und dieses für Utrum weiter in drei Untergruppen differenzieren. Auch hier liegt die Notwendigkeit einer entsprechenden Ausdifferenzierung des Systems in dem Bestreben, personale Appellation in ein allgemeineres Genussystem integrierbar zu machen. Diese Einteilung entspricht im Prinzip der von Beckman<sup>94</sup> und weist die bereits angesprochenen Probleme für die Behandlung genderunspezifischer generischer Appellation auf.

Sie wird von Dahl für ihre Komplexitätsreduzierung kritisiert, die mit Hinblick auf den Umgang mit der Frage der Generizität auch auf Källström<sup>95</sup> und Telemann<sup>96</sup> übertragen werden kann:

Neatness, economy and generality are traditional virtues in linguistics. But linguists quickly become aware that there are more than one way of maximizing these virtues in describing languages. Corbett and Källström are led by their methodological instincts to look for *the* gender system of a language, although they are aware that they pay a price in complexity.<sup>97</sup>

Das von Dahl bezogen auf schwedische Genusdarstellungen formulierte Problem wird auch im Rahmen dieser Monografie als ein grundsätzlicheres angesehen, welches konkretisiert auf die einzelnen Darstellungen zu Genus im Schwedischen an mehreren Stellen deutlich geworden ist und zu dem in Hornscheidt<sup>98</sup> für das Schwedische umgesetzte Desiderat führt, Genus in Bezug auf Genderspezifizierung personaler Appellation getrennt und ausgehend von der Frage der personalen Appellation zu behandeln. In diesem Ansatz wird Genus zu einem unter mehreren Faktoren und verliert seine herausgehobene Position, die in den vorgestellten bisherigen schwedischen sprachwissenschaftlichen Genussystematisierungen in Bezug auf gegenderte Appellation immer wieder hergestellt wird. Mit dem in Hornscheidt<sup>99</sup> entwickelten Modell spielt Genus für Genderspezifizierung im Schwedischen nur noch eine nachgeordnete Rolle. Entscheidend für diese Analyse ist die Annahme, dass bei den Personalpronomina der dritten Person Singular *han* und *hon* nicht länger

---

94 BECKMAN: 1945.

95 KÄLLSTRÖM: 1995.

96 TELEMANN: 1987.

97 DAHL: 2000b, 588.

98 HORNSCHIEDT: 2006a.

99 Ebd.

von einer Genusdifferenzierung ausgegangen wird. In einem weiteren, zukünftigen Schritt kann es sinnvoll sein zu versuchen, beide Aspekte wieder miteinander zu integrieren, wenn nicht nur personale Appellationsformen betrachtet werden.

Teleman untersucht personale Appellation besonders mit Hinblick auf personalpronominale Appellationsformen.<sup>100</sup> Er thematisiert in diesem Zusammenhang explizit die Verwendung von *han* und *hon*: »*Hon* avser helt klart kvinnlig referent, men *han* verkar kunna användas könsneutralt även om den här tolkningen gärna drar åt det maskulina hållet.«<sup>101</sup> Teleman antizipiert hier vage, dass der Gebrauch pronominaler Appellationsformen im Zusammenhang mit Genderwahrnehmungen betrachtet werden muss und erstere eine Auswirkung auf die Genderwahrnehmung haben. Teleman konkretisiert diesen im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit wichtigen Aspekt nicht weiter, obwohl er in demselben Artikel Gender als eine so grundlegende und durchgängige Kategorisierung ansieht, dass die Einschränkung des obigen Zitats verwundert:

Könet spelar en mycket stor roll i vår medvetenhet. När vi ser en obekant person vars kön inte omedelbart kan avläsas, blir vi väldigt nyfikna och gör allt som kan göras inom den goda uppfostrans ramar för att få reda på om det är en hon eller en han. Eller tänk på hur svårt det är att glömma ett persons kön när man väl känner till det. Vi kan glömma ålder, hårfärg, yrke, namn, nationalitet, men könet glömmar vi inte. Det är därför precis vad vi kan vänta oss att könet spelar en viktig roll också i språket.<sup>102</sup>

Mit diesem Hintergrund und in einer Rhetorik, in der er die pronominalen Formen substantiviert zum genderspezifizierenden Ausdruck im obigen Zitat selbst einsetzt, ist es umso erstaunlicher, dass er die Relevanz der Frage der genderunspezifizierenden Verwendung von *han* nicht differenzierter betrachtet. Auf diese Weise entsteht auch in diesem Artikel der Eindruck, dass es sich bei der potentiellen genderunspezifizierenden generischen Appellation durch genderspezifizierend männliche Personalpronomina um ein untergeordnetes Problem handelt, welches zugunsten einer Einheitlichkeit der Theoriebildung vernachlässigt wird.

---

<sup>100</sup> TELEMAN: 1995.

<sup>101</sup> Ebd., 93.

<sup>102</sup> Ebd., 91.

E. Andersson sieht eine grundlegende Neuerung in den Genusystematisierungen von Benson,<sup>103</sup> Andersson<sup>104</sup> und Telemann,<sup>105</sup> die er die ›moderne Standardanalyse‹ nennt und der er sich anschließt.<sup>106</sup> Wie oben dargestellt, unterscheiden sie jeweils zwei getrennte Genusklassifizierungen, lexikalisches und referentielles Genus, die miteinander im Wettstreit darüber stehen, das morphologische Genus eines Substantivs zu bestimmen. Auf der Ebene des lexikalischen Genus wird zwischen Utrum und Neutrum unterschieden, auf der Ebene des referentiellen Genus zwischen Animatum und Inanimatum, Animatum dann noch weiter differenziert in Maskulinum und Femininum. Die Unterscheidung in Animatum und Inanimatum ist eine Ausdifferenzierung beider lexikalischer Genera, es gibt eine direkte Verbindung hier, was diese Analyse beispielsweise von der von Noreen<sup>107</sup> unterscheidet. Gleichzeitig aber beinhaltet die in diesen Ansätzen vorgenommene Differenzierung zwischen lexikalischem und referentiellem Genus auch eine Vermischung von Genus und Gender. Während lexikalisches Genus als eine formal bestimmbare Eigenschaft eines Wortes aufgefasst wird, ist referentielles Genus eine semantisch bestimmte Eigenschaft, die in der Relation von Signifikant zu Signifikat zu verorten ist und mehr als nur eine formale Information innerhalb des hier evozierten Modells trägt. Es werden für dasselbe Phänomen zwei unterschiedliche Erklärungsmuster herangezogen, die so aber nur auf jeweils einen Teilbereich des Phänomens angewendet werden. Der Kategorisierung zwischen belebt und unbelebt und zwischen Maskulinum und Femininum in Anderssons Begrifflichkeit liegt die Annahme der Natürlichkeit der hier sprachlich reproduzierten Kategorisierungen zu Grunde, deren sprachliche Realisierung nicht als eine Form der Konstruktion einer entsprechenden Kategorisierung verstanden wird, sondern als eine Form der Widerspiegelung. E. Andersson motiviert seine Favorisierung des von ihm so genannten Standardmodells wie folgt:

Firstly, both lexical gender and referential gender govern the same gender morphemes. Utrum and animate are associated with -Ø, -(e)n, neutrum and in-

---

<sup>103</sup> BENSON:1957.

<sup>104</sup> ANDERSSON: 1980.

<sup>105</sup> TELEMANN: 1987.

<sup>106</sup> ANDERSSON, E.: 2000. Wegen des hohen Grades an Übereinstimmung zwischen ANDERSSON: 1980 und ANDERSSON, E.: 2000 werden diese hier zusammen behandelt.

<sup>107</sup> NOREEN: 1904.

animate with -t, and these morphemes are sometimes lexically triggered, *den goda maten*, *det goda kåket* ›the good food‹, sometimes referentially triggered, *den goda* ›the good woman‹, *det goda* ›the principle of goodness‹. Secondly, there is a development going on in Swedish. Referential gender control has increased, taking over agreement that used earlier to be controlled by lexical gender: for instance, *barnet – det* is sometimes replaced by *barnet – han/hon*. [...] this close grammatical connection between lexical and referential gender is a universal tendency (Corbett, 1991). Therefore, I see no point in restricting the term gender to lexical gender only, as Källström does, or to animateness, as Noreen did. Such a terminology would blur the fact that lexical gender and referential gender classifications have very similar functions in the grammar, that there is a balance, a division of labour between lexical and referential gender that can change over time.<sup>108</sup>

E. Anderssons Argumente<sup>109</sup> für das Standardmodell werden im Folgenden der Reihe nach diskutiert. Sein erstes Argument ist eine Vermischung zweier Ebenen: Utrum ist nicht assoziiert mit Null- oder -(e)n-Suffigierung, sondern diese sind die sprachlichen Zeichen oder Manifestationen für Genus utrum. Wenn man annimmt, dass das Konzept Belebtheit vor allem bezogen auf Personen und Tiere zu finden ist, ist dieses Konzept im Schwedischen in der Regel rein quantitativ häufiger für Substantive mit Genus utrum als mit Genus neutrum zu finden. Ob dies ausreicht, um von einer Assoziation von Genus utrum bei Substantiven mit Belebtheit zu sprechen, ist fraglich. Sein erstes und Hauptargument für die so genannte Genus-Standardanalyse muss daher als eine Vermischung verschiedener Ebenen, Faktoren und Relationen verworfen werden. Auch sein Beispiel von *den goda* vs. *det goda* kann ebenso anders erklärt werden: bei *den goda* handelt es sich um eine substantivische Ellipse von *den goda kvinnan*, die Muttersprachler\_innen bewusst ist und keine Verständnisprobleme bereitet. Bei der Endung -a handelt es sich zudem um ein altes Femininum, was im Falle der Ellipse und dem Wissen darum, dass es sich um eine personale Appellation handelt, diese auf eine Frau nahe legt, die entsprechende Appellation auf einen Mann wäre *den gode*. Geht man hier von E. Anderssons unterlegtem Referenzmodell aus, so wird die außersprachliche Referenzentität Frau vs. Mann nicht durch Genus ausgedrückt, sondern durch das Suffix -a vs. -e. *Det goda* im Gegensatz dazu ist die Substantivierung eines Adjektivs, welche für abstrakte Entitäten im Schwedischen in der Regel Neutrum ist. Es kann hier also nicht davon gesprochen werden, dass das genusmarkierte Morphem, in

<sup>108</sup> ANDERSSON, E.: 2000, 549–550.

<sup>109</sup> ANDERSSON: 2000.

diesem Falle der bestimmte Artikel, referentiell evoziert ist, sondern er ist von der Substantivellipse bzw. der Substantivierung eines Adjektivs abhängig.

Sein zweites Argument, dass Genuskontrolle zunehmend im Schwedischen durch referentielles Genus ausgeübt würde, bezieht sich implizit ausschließlich auf die Frage der Belebtheit oder spezieller noch der personalen Appellation. Dies als eine allgemeine Tendenz zu bestimmen, ist damit fragwürdig. Zugleich muss hier gefragt werden, auf welcher Grundlage von einer Genusreferenz ausgegangen wird und was neben der Annahme der Referenz unter Genusreferenz zu verstehen ist. Ein gegensätzlicher Erklärungsansatz dazu könnte lauten, dass das Genus eines Substantivs im Falle von personalen Appellationsformen und hier speziell Neutrum-Substantiven, die wiederum nicht der Regelfall der Genusspezifikation personaler Appellationsformen im Schwedischen darstellen, nicht in allen Fällen der bestimmende Faktor für pronominale Wiederaufnahmen sein muss, sondern andere Faktoren eine weitaus wichtigere Rolle spielen können. Dies würde gleichzeitig einem kognitiv-linguistischen Modell entsprechen, in welchem eine pronominale Appellationsform nicht unbedingt als innertextuelle anaphorische Relation zu beschreiben wäre – und somit könnte das von E. Andersson gewählte Beispiel *barnet – han/hon* sogar als Demonstration eines weiter gefassten kognitiv fundierten Anaphoraverständnisses dienen.<sup>110</sup>

E. Anderssons drittes Argument der signifikanten Übereinstimmung von Utrum-Wörtern mit Personenreferenzformen und Neutrum-Wörtern mit Bezeichnungen für Substanzen ist ebenso nicht zwingend dafür, von referentiellem Genus zu sprechen, sondern belegt lediglich, dass bei der Genuszuweisung auch semantische Kriterien eine Rolle gespielt haben und spielen.<sup>111</sup> Dies aber führt E. Andersson<sup>112</sup> gleichzeitig als universelle

---

<sup>110</sup> Jenseits dessen bleibt für dieses Beispiel von ANDERSSON, E.: 2000 kritisch anzumerken, dass er weder Quellen noch Belege hierfür angibt. Es drängt sich der Eindruck auf, dass er es – zudem noch verkürzend – von HULTMAN: 1992 übernommen hat, der dies aber schon nicht mal in dieser Form bemerkte, sondern sein Augenmerk schwerpunktmäßig auf die Referenzrelation *barnet – den* gerichtet hat.

<sup>111</sup> Vgl. CORBETT: 1991, der eine Hierarchie für Genus zwischen semantischen und morphologischen Faktoren aufmacht, was aber nicht bedeutet, dass die semantischen Faktoren gleichzeitig auch Genus sind, sondern nur ein Aspekt der Genuszuweisung, der in einem Modell, in dem zwischen semantischen und morphologischen Faktoren getrennt wird, in der Regel eine höhere Priorität genießt. Auf dem Hintergrund eines konstruktivistischen Verständnisses ist die von Corbett an dieser Stelle vorgenommene

Tendenz an, die er an Corbetts Ausführungen anlehnt. Hier kann dieselbe Kritik wie für das zuvor diskutierte Argument von Andersson geltend gemacht werden.

Therefore, I see no point in restricting the term gender to lexical gender only, as Källström does, or to animateness, as Noreen did. Such a terminology would blur the fact that lexical gender and referential gender classifications have very similar functions in the grammar, that, there is a balance, a division of labour between lexical and referential gender, that can change over time.<sup>113</sup>

In einem konträren Gegensatz zu Andersson wird auf der Grundlage der obigen Argumentation hier hingegen die Auffassung vertreten, dass E. Anderssons Terminologie vermischt ist und weniger die von Noreen<sup>114</sup> und Källström<sup>115</sup>: Mit seiner Genuskategorisierung findet eine noch stärkere Vermischung als bei Källström und Noreen zwischen mehreren Kategorisierungssystemen statt sowie eine Vermischung zwischen Genus als sprachlicher Kategorie sowie den Faktoren, die diese beeinflussen. Die von ihm präsentierte Tabelle<sup>116</sup> zeigt die Vermischung von Genus als sprachlicher Kategorisierung und einer Genderkategorisierung, die sich u. a. sprachlich manifestiert, aber innerhalb einer Genuskategorisierung nicht relevant, sondern auf einer anderen Ebene ist, eindrücklich: So verwendet E. Andersson unter referentiellen Genus die Aufschlüsselung in Animatum und Inanimatum und differenziert Animatum weiter aus in Maskulinum und Femininum. Nicht nur findet hier eine grobe begriffliche Vermischung statt – Maskulinum und Femininum sind grammatische Genuskategorisierungen, die für das neuschwedische Substantivsystem keine Relevanz mehr besitzen; die Beispiele in seiner Tabelle meinen jedoch englisch *female* oder *male*, weiblich oder männlich als außersprachliche Genderkategorien –, sondern er bleibt in dieser Unterteilung auch, wird diese hypothetisch akzeptiert, eine Diskussion genderspezifischer im Gegensatz zu genderspezifischer personaler Appellationsformen schuldig. Zudem fehlt eine Einbeziehung pronominaler Ap-

---

Grenzziehung auch hinsichtlich der ihr zu Grunde liegenden Prämissen zu hinterfragen. Die implizierte klare Trennbarkeit von semantischen und morphologischen Faktoren soll hier in Frage gestellt werden.

112 ANDERSSON, E.: 2000.

113 Ebd., 549–550.

114 NOREEN: 1904.

115 KÄLLSTRÖM: 1995.

116 Vgl. ANDERSSON, E.: 2000, 550.

pellation, die für das Schwedische in den meisten Darstellungen in vier Genera unterschieden wird und dadurch eine andere Ausdifferenzierung und Erklärung der Genussystematik verlangen würden als dies in Anderssons Modell der Fall ist.

So zeigt sich bei E. Andersson sowohl begrifflich als auch inhaltlich eine Vermischung von Genus und Gender auf der Grundlage eines traditionellen Modells der Referenz unter Auslassung einer Problematisierung von Gender als Kategorie. Ausgangspunkt seiner Betrachtung sind durchgängig Substantive, Pronomina werden lediglich als nachgeordnete, kongruente Formen angesehen.

Dahl<sup>117</sup> und Fraurud<sup>118</sup> unterscheiden in ihren Genusdiskussionen ebenfalls lexikalisches und referentielles Genus, wenngleich auch anders als Andersson<sup>119</sup> und Telemann<sup>120</sup>. »By the terms ›lexical‹ and ›referential‹ I refer to a distinction [...] relating to the source of the gender, that is, whether the gender is determined on the basis of properties of the noun or of the referent of the noun phrase.«<sup>121</sup> Impliziert in dieser Definition ist eine strukturalistische Vorstellung zu Referenz und eine Trennung zwischen Sprache und Welt, die durch die Differenzierung in lexikalisches und referentielles Genus reproduziert wird. Dahl<sup>122</sup> wendet diese Einteilung nicht nur für das Schwedische an, sondern sieht in ihr eine größere, umfassende Differenzierungsmöglichkeit.<sup>123</sup> Fraurud wendet sich explizit gegen die Verwendung der Begriffe morphologisches und semantisches Genus statt lexikalischem und referentiellem, da sie auch in der Zuordnung von Utrum- respektive Neutrum-Genus semantische Faktoren annimmt. Die weiter oben formulierte These, dass die Grenzziehung zwischen diesen beiden Ebenen nicht klar ist, wird in dieser Auffassung unterstützt. Kongruenzbeziehungen für Genus im Schwedischen fasst Fraurud in zwei Regeln zusammen:

- (i) noun phrase internal elements and predicate complements are Neuter/Uter according to the lexical gender of the head noun, and (ii) anaphoric personal

117 DAHL: 2000a.

118 FRAURUD: 2000.

119 ANDERSSON: 1980.

120 TELEMANN: 1987.

121 FRAURUD 2000: 168

122 DAHL: 2000a.

123 Vgl. Kapitel 2 für eine entsprechende Diskussion.

pronouns are either, for animates, Masculine/Feminine according to the sex of the referent, or, for inanimates, Neuter/Uter according to the lexical gender of the head noun of the antecedent noun phrase.<sup>124</sup>

Während dieses Modell auf viele Fälle angewendet werden kann, wenn man die Reproduktion einer als natürlich angesehenen Genderdifferenzierung, die Fokussierung auf Substantive als Ausgangspunkt der Genusbestimmung sowie die implizierte strukturalistische Sprachsicht hier unberücksichtigt lässt, so ist es auch trotz dieser Konzessionen nicht geeignet, um genderunspezifisierende generische personale Appellation zu erklären, die genau wie in den zuvor diskutierten Genusmodellen zum Schwedischen ignoriert wird. Darüber hinaus müssten neben den Personalpronomina auch Possessivpronomina sowie adjektivische Wiederaufnahmen genannt werden.<sup>125</sup> Fraurud bringt selbst ein Beispiel dafür, dass Genuskongruenz bei personaler Appellation im Schwedischen eine Konfliktsituation zwischen lexikalischer und referentieller Genuszuweisung darstellen kann. Ihrem Beispiel »Det utmattade vittnet blev till sist {tvunget/tvungen} att medge att {det/han} kände den åtalade«<sup>126</sup> könnten neben *det/han* bei vermuteter genderunspezifisierender Appellation oder ohne Wissen um das Gender der appellierten Person auch noch die Phrase *han eller hon* als weitere Alternative hinzugefügt werden.

Ausgehend von berechtigten Kritiken an bisherigen Genusmodellen entwirft Fraurud einen Ansatz, der jedoch weiterhin für das Feld der Genderspezifizierung personaler Appellation zentrale Fragen unbeantwortet lässt oder sogar ignoriert, da auch ihr Modell ansonsten nicht auf viele Fälle konkreten Sprachgebrauchs, wie sie bereits mehrmals angesprochen worden sind, anwendbar wäre.

Dahl<sup>127</sup> diskutiert in seinem Artikel Genuskongruenzbeziehungen im Schwedischen. Was er als ›verwirrendes Spezifikum‹ des schwedischen Genusystems ansieht, ist die Diskrepanz der Genuskongruenz in dem adjektivischen System, in dem in der Regel zwischen Utrum und Neutrum unterschieden wird, auf der einen Seite und dem pronominalen Sys-

<sup>124</sup> FRAURUD: 2000, 168.

<sup>125</sup> Es soll hier nur noch mal daran erinnert werden, dass im Lichte der Diskussion von Anaphora und Deixis, wie sie CORNISH: 1999 führt, alle diese Einteilungen, die anaphorische Relationen als lexikalische Wiederaufnahmen ansehen, kritisch zu hinterfragen bzw. neu zu definieren; vgl. hierzu Kapitel 3.

<sup>126</sup> FRAURUD: 2000, 169–170.

<sup>127</sup> DAHL: 2000b.

tem auf der anderen Seite, wo zwischen vier Möglichkeiten bei der Wahl der Personalpronomina (*han, hon, den, det*) unterschieden werden muss.<sup>128</sup> Dahls Kritik an der bisherigen Diskussion zu Genus im Schwedischen stimmt an vielen Punkten mit derjenigen überein, die in dem vorliegenden Kapitel formuliert worden ist.

The identification of »(grammatical) gender« and the uter:neuter distinction, on one hand, and »sex« or »semantic gender« with the pronominal system, on the other, is from the theoretical point of view dubious since it appears to confuse gender systems with the factors that determine them – it presupposes a one-to-one relationship between grammatical and notional categories. The empirical claim behind this identification is that the uter:neuter distinction is, in the words of Teleman (1987), »basically semantics-free«.<sup>129</sup>

Dahl erwähnt einen für die zuvor vorgestellten Studien herausgearbeiteten Kritikpunkt als besonders zentral: die Vermischung unterschiedlicher Kategoriensysteme in der Frage der Erklärung eines Genusmodells für das heutige Schwedisch. Er verwirft die Trennung zwischen formalen und semantischen Faktoren für Genuszuweisungsregeln mit Bezug auf Corbetts These, dass alle Genusssysteme einen semantischen Kern besäßen.<sup>130</sup> Aus der in dieser Arbeit entwickelten konstruktivistischen Perspektive auf den Gegenstand und mit dem Hintergrund eines kognitiv-linguistischen Verständnisses, wie es in Kapitel 2 dargestellt worden ist, wird über die Annahme eines semantischen Kerns von Genus hinausgegangen, da in dieser zugleich auch die strukturalistische Trennung zwischen Semantik und Pragmatik impliziert ist, die als eine Konstruktion einer sprachlichen Vorgängigkeit analysiert wird. Es wird also nicht nur in Frage gestellt, ob von formalen und semantischen Kriterien für Genuszuweisung gesprochen werden kann, ob diese als voneinander getrennt aufgestellt werden können, sondern darüber hinaus auch, ob überhaupt semantische Kriterien angenommen werden können und welche Sprach-sicht hier impliziert ist. Aus der im zweiten Kapitel entwickelten Sichtweise werden die semantischen stattdessen durch pragmatische Kriterien

---

<sup>128</sup> Die Ausnahme der genuszweigeteilten adjektivischen Kongruenz gibt das folgende Beispiel wider: »As for the weak endings, there is in addition to the ›standard‹ ending –a, as in *det gamla huset* ›the old house‹ an optional choice of –e for nouns denoting male humans, as in *den gamle mannen* ›the old man‹«, DAHL: 2000b, 585–586. Vgl. hierzu auch HORNSCHEIDT: 2006a.

<sup>129</sup> DAHL: 2000b, 586.

<sup>130</sup> Vgl. HORNSCHEIDT: 2006a, Kapitel 2.

ersetzt, die in Bezug auf ihre Konventionalisierung und Standardisierung weiter zu differenzieren sind. Entsprechend wird nicht davon ausgegangen, dass formale Kriterien bei Genderspezifizierung personaler Appellation als von pragmatischen losgelöst angesehen werden können.

Dahls<sup>131</sup> Darstellung ist die einzige zum Schwedischen, in der personalpronominale Appellation in Bezug auf Gender ein eigenes Gewicht verliehen bekommt, indem er die Genusmarkierung unabhängig von etwaigen Wiederaufnahmerelationen diskutiert. Er führt eine entscheidende Differenzierung zwischen personaler substantivischer und pronominaler Appellation ein. Für die pronominale Genusmarkierung stellt Dahl folgende Regeln auf:

The pronominal system is probably best analyzed as consisting of three serially combined elementary distinctions:

- the first applies to humans, assigning *hon* to females; everything else is sent on to the second system;
- the second system applies to humans and optionally to other animates, assigning *han* to them all; everything else is sent on to the third system;
- the third system assigns *den* and *det* according to the gender of the noun in question.<sup>132</sup>

Diese Regel ist zugleich die einzige in den bisherigen fachwissenschaftlichen Darstellungen zum schwedischen Genussystem, in der die Frage der genderunspezifizierenden Appellation Berücksichtigung findet, wenngleich die konventionalisierte Appellationspraxis, in der die genderspezifizierend männliche mit der genderunspezifizierenden zusammenfällt auch hier unsichtbar bleibt. In dieser Hinsicht besteht eine Kontinuität durch die gesamte Genusliteratur zum Schwedischen. Die Wahl zwischen *han* und *den* in der Frage der pronominalen genderunspezifizierenden Appellation ist in diesem Modell nicht analysierbar, obwohl sie im Schwedischen eine zunehmend wichtige Rolle spielt.<sup>133</sup> Fälle der pronominalen Doppelnennung in genderunspezifizierender Appellation bleiben ebenfalls außen vor, wodurch auch das von Dahl formulierte Genussystem weiterhin eine normierende Sicht schwedischen Sprachgebrauchs bei genderunspezifizierender Appellation reproduziert. Sein Modell verbleibt in einem Anspruch von Deskriptivität, Dahl benennt keine Ursachen, warum die Regelabfolge zum Beispiel bei personalpronominaler Appella-

<sup>131</sup> DAHL: 2000b.

<sup>132</sup> Ebd., 587. Hervorhebungen im Original.

<sup>133</sup> Vgl. die konkreten empirischen Analysen in HORNSCHEIDT: 2006a.

tion so ausfällt, dass das Femininum das vom Allgemein-Menschlichen abgesonderte darstellt. Aus einer konstruktivistischen Perspektive wird die Idee einer Beschreibung als ein Konstrukt einer möglichen Objektivität interpretiert. Die Idee ihrerseits geht mit einem strukturalistischen Konzept des sprachlichen Abbildcharakters konform, der, auf die linguistische Theoriebildung übertragen, die Annahme einer linguistischen Abbildung einer sprachlichen Realität impliziert. An dem Punkt, dass auch bei Dahl<sup>134</sup> Gender als eine außersprachliche, feste Größe konzipiert ist, die bei ihm am ehesten wiederum mit der Zuschreibung von Weiblichkeit übereinstimmt, wird deutlich, dass es sich nicht um ein beschreibendes Modell handeln kann.

Auch Braunnüller thematisiert die Frage der pronominalen Wiederaufnahme von personalen Appellationsformen für die skandinavischen Festlandsprachen.<sup>135</sup> Er diskutiert dies unter der Überschrift ›semantisches Prinzip‹, womit er andeutet, dass die Pronominalisierung nicht nach formellen, grammatischen Prinzipien erfolgt. Die pronominale Wiederaufnahme von substantivischen personalen Appellationsformen erfolgt gemäß seinen Ausführungen nach dem Prinzip:

Human beings and (some) higher animals are, however, subject to a (further) semantic pronominalization rule, the assignment of sex. [...] In the case of ›child‹ [...] it depends of course on the child's sex, if a gender-marked personal pronoun (*han(n)* ›he‹ or *hon/hun* ›she‹) is to be chosen. This same rule, which has to disambiguate referential objects without a clear semantic distinction in respect of sex, applies to professional occupations, too: Swed. *lärare* ›teacher‹, *läkare* ›physician‹, *professor* [...].<sup>136</sup>

Braunnüller vermeidet hier die Bezugnahme auf die Möglichkeiten genderunspezifischer Appellationsnahme, die mit diesem einfachen Modell nicht beschrieben werden könnten.

Zusammenfassend können in der Forschungsliteratur zu Genus für das heutige Schwedisch damit folgende übergreifenden Erklärungs- und Argumentationsmuster sowie Tendenzen und Charakteristika festgehalten werden:

---

<sup>134</sup> DAHL: 2000b.

<sup>135</sup> BRAUNMÜLLER: 2000.

<sup>136</sup> Ebd., 33–34.

- Genus wird in Übereinstimmung mit Hocketts<sup>137</sup> bis heute als grundlegend genommener Definition von Genus als eine Eigenschaft von Substantiven angesehen, die in dem Verhalten der assoziierten Wörter, zu denen vor allem auch Pronomina zu rechnen sind, reflektiert ist. Pronomina sind dadurch nachgeordnet und lediglich als genusanzeigende Formen für die wiederaufgenommenen Substantive von Relevanz. Auch Corbetts<sup>138</sup> Unterscheidung in *source* und *target gender* geht weiterhin von der Vorrangigkeit der Substantive aus, die er mit *source gender* ausgestattet ansieht. Nur bei Dahl<sup>139</sup> wird personalpronominale Appellation der dritten Person Singular getrennt und in Bezug auf Genuszuweisung angesprochen.
- Die Frage der personalen Appellation nimmt in allen Darstellungen zu Genus im heutigen Schwedisch eine zentrale Stellung ein, da an diesem Punkt die Frage eines durchgängigen Erklärungswerts einer Genusbeschreibung des Schwedischen jeweils Probleme aufweist oder es zu einem Bruch kommt, der in der größten Zahl der Fälle dadurch gelöst wird, dass zwei unterschiedliche Genussysteme für das Schwedische angesetzt werden – eines für personale Appellation und eines für nicht-personale Appellation.
- In der Frage der Genderdifferenzierung in der personalen Appellation wird der Aspekt der genderunspezifisierenden Appellation in seinen Implikationen und Voraussetzungen nicht diskutiert, wodurch jeweils der Eindruck entsteht, dass der Wunsch, zu einer einheitlichen Regelbeschreibung zu kommen, eine differenzierte Betrachtung des Sprachgebrauchs personaler Appellationsformen an diesem Punkt in den Hintergrund treten lässt oder ignoriert wird. Dadurch reproduzieren sich in der fachwissenschaftlichen Diskussion zu Genus implizit, aber zugleich äußerst machtvoll, Natürlichkeitsvorstellungen in Bezug auf Gender, die eine männlich genderspezifisierende Appellation zum menschlichen und eine weiblich genderspezifisierende Appellation zum gegenderten Normalfall machen. Letzterer stellt zugleich die Abweichung vom menschlichen Normalfall dar. Auf diese Weise wird in der einschlägigen fachwissenschaftlichen Literatur Genderstereoty-

---

137 HOCKETT: 1958.

138 CORBETT: 1991.

139 DAHL: 2000b.

pe auch in der grammatischen Darstellung zu Genus reproduziert und machtvoll weiter verfestigt.

- Allen Darstellungen liegt eine strukturalistische Auffassung in dem Sinne zu Grunde, als dass sie personale Appellation jeweils als Referenz konzeptualisieren und Sprache eine Abbildfunktion zusprechen, die in Bezug auf Genderspezifizierung in personaler Appellation in einer Natürlichkeitsvorstellung von Gender gipfeln.<sup>140</sup>
- In der Frage der Bezugnahme auf Gender wird die sprachliche Vorgängigkeit dieser Kategorisierung in allen Ansätzen angenommen. In einigen Darstellungen wird darüber hinaus auf soziale stereotype Vorstellungen zu Gender, zum Beispiel auf die Genderverteilung in bestimmten Tätigkeitsbereichen, Bezug genommen, ohne dass dies bedeutet, dass eine gegenseitige Abhängigkeit personaler Appellation und sozialer Vorstellungen angenommen wird oder Genderspezifizierung als Konstruktion einer Genderidentität dadurch diskutiert würde. Wenn eine Ebene des Sprachgebrauchs berücksichtigt wird, dann im weitesten Sinne mit Bezugnahme auf ein komplementär pragmatisches Modell als zusätzliche Ebene der Betrachtung, die von einer semantischen unterschieden werden kann.<sup>141</sup>

In dem nachfolgenden Teil dieses Kapitels werden sprachwissenschaftliche Veröffentlichungen analysiert, in denen Genus in Bezug auf personale Appellation eine unter- oder nebeneordnete Rolle spielt, aber dennoch vorkommt. Hierzu zählen Studien aus dem Bereich der Wortbildung, der Stilistik und der Behandlung von Kongruenzphänomenen sowie Grammatiken. Auf der einen Seite wird so deutlich, in wie vielen unterschiedlichen thematischen Bereichen Gender in Bezug auf Genus in den Sprachwissenschaften diskutiert wird und zu welchen Themen dies hinzugerechnet wird, auf der anderen Seite können so Unterschiede und Gemeinsamkeiten dieser unterschiedlichen fachwissenschaftlichen Teildiskurse herausgearbeitet werden. Sprachwissenschaftliche Forschungen, in denen Genderspezifizierung personaler Appellation eine nebeneordnete Rolle spielt, sind für eine diskursanalytische Untersuchung auch insofern interessant, als dass sich hier zeigen lässt, welche Vorstellungen

---

<sup>140</sup> Vgl. HORNSCHEIDT: 2006a für eine ausführliche und sprachübergreifende Diskussion dieses Aspekts.

<sup>141</sup> Für eine Unterscheidung zwischen einem perspektivisch-pragmatischen und einem komplementär-pragmatischen Ansatz, siehe ebd., Kapitel 1.

in Forschungen einfließen bzw. durch diese reproduziert werden, die die Relation von Genus und Gender nicht zum eigentlichen Thema haben. Es ist zu erwarten, dass sie stärker von Präsuppositionen geprägt sind, da es ihnen nicht vorrangig um eine Erklärung dieses Verhältnisses geht.

### 3.3 Sprachwissenschaftliche Forschungen, in denen Genderspezifizierung personaler Appellation eine nebengeordnete Rolle spielt

Grammatik  
Singularis tredje person  
maskulinum nominativ  
mötte en flicka på Djurgårdsbron  
en kväll i sitt unga liv.

Flickan brast ut i en interjektion  
en imperativ och ett possessiv,  
så att maskulinum tredje person  
böjdes till genitiv.

Därpå grep de en kopulativ konjunktion  
och vandrade dädan som man och viv,  
två superlativt reciproka hjon  
i presens indikativ.<sup>142</sup>

Neben der linguistischen Forschung, die die Frage von Genus fokussiert, werden Aspekte der Genderspezifizierung personaler Appellation in der traditionellen linguistischen Forschung vor allem im Rahmen morphologischer Arbeiten erwähnt.<sup>143</sup> Hier spielen sie entsprechend der Themenstellung eine untergeordnete Rolle. Beispielhaft auf die Behandlung von Genderspezifizierung personaler Appellation hin untersucht werden in diesem Unterkapitel drei schwedische Standardwerke zur Wortbildung sowie eine Anzahl unterschiedlicher Grammatiken.<sup>144</sup> In der Literatur zur Wortbildung spielen Fragen substantivischer personaler Appellation eine

<sup>142</sup> HENRIKSON: 1966, o. S.

<sup>143</sup> In HORNSCHEIDT: 2006a, Kapitel 4, werden die unterschiedlichen linguistischen subdisziplinären Bereiche, in denen personale Appellation unter dem Aspekt Gender Erwähnung findet, sprachübergreifend diskutiert.

<sup>144</sup> In Ergänzung dazu kann auch HORNSCHEIDT: 2006a, Kapitel 7, gelesen werden, wo die neuere schwedische sprachpflegerische Tradition und Diskussion behandelt werden, in der Genderspezifizierung personaler Appellation eine Rolle spielt und die gewisse Überschneidungen mit der hier analysierten Literatur aufweist.



Komplexität personaler Appellation in ihren Ausführungen nicht deutlich wird.

Thorell<sup>148</sup> erklärt die konventionalisiert genderspezifizierend männliche Appellation intendierenden Formen auf *-ör*, *-tör* und *-atör*, entlehnt aus dem Französischen, als suffigierete Ableitungen aus Verbformen. Diese Erklärung würde theoretisch die genderspezifizierend weiblichen und männlichen durch Suffigierungen hergestellten substantivischen Appellationsformen einander beiordbar und nicht die konventionalisiert genderspezifizierend weiblichen zu einer Ableitung von den konventionalisiert genderspezifizierend männlichen Ableitungen machen. Als Beispiele führt Thorell die Formen *dansös/dansör* aus *dans-are*, *aktris/aktör* aus *ag-era*, *servitris/servitör* aus *serv-era* an.<sup>149</sup> Auch wenn die Beiordnung in den Beispielen vollzogen wird, wird keine explizite Regel daraus abgeleitet. In Bezug auf die Suffixe *-inna*, *-ska*, *-ess(a)*, *-issa*, *-ös* und *-a*, die nach Thorells Erklärung aus einer substantivischen Basis konventionalisiert genderspezifizierend weibliche appellierende personale Formen ableiten, stellt sie zudem eine weitere Ausdifferenzierung der mit der weiblichen Appellation verbundenen Status- oder Tätigkeitsbenennung dar. Demnach können diese Appellationsformen einer der vier nachfolgenden Kategorien zugerechnet werden: 1. Benennung einer Frau in Anlehnung und Abhängigkeit von ihrem Ehepartner und dessen Titel (*hertiginna*, *kejsarinna*, *professorska*); 2. Frau mit einem eigenständigen Titel (*hertiginna*, *kejsarinna*, *prinsessa*, *diakonissa*, *profetissa*); 3. Person mit weiblich wahrgenommener Genderidentität (*hjältinna*, *väninna*, *vårdinna*, *kassörska*, *studentska*); 4. weibliche Repräsentantin einer bestimmten kollektiven Identität, insbesondere Nationalität, ethnische Zuteilungen etc. (*grekinna*, *judinna*).<sup>150</sup> Während es in den Kategorien 1 und 2 auch bei den Beispielen Überschneidungen bei Thorell gibt, die aber nicht weiter kommentiert werden, ist die dritte Kategorie die vielleicht am unklarsten, da das hier angesetzten Kriterium der Gruppenbildung für alle vier angenommenen Gruppen gilt. Implizit wird davon ausgegangen, dass es sich in dieser Gruppe, im Gegensatz zu den anderen Gruppen, um das Hauptkriterium für eine genderspezifizierende Suffigierung handeln würde. Diese Annahme wird an verschiedenen Stellen der

<sup>148</sup> THORELL: 1981.

<sup>149</sup> Vgl. ebd., 105.

<sup>150</sup> Vgl. ebd., 119.

vorliegenden Arbeit jedoch bei einer differenzierteren Betrachtung der hier subsumierten Formen relativiert. Das in der ersten Kategorie aufgestellte Kriterium der Benennung einer Frau in Anlehnung und Abhängigkeit von ihrem Ehepartner kann heute weitgehend als veraltet und nicht mehr gebräuchlich gelten, so dass hier von einem Sprachwandel innerhalb der letzten 20 Jahre in Bezug auf dieses Phänomen ausgegangen werden kann.<sup>151</sup> Eine entsprechende Aufschlüsselung genderspezifisierend männlicher Appellationsformen nach der mit Gender zum Ausdruck gebrachten Statusposition oder Funktion findet sich nicht in Form einer Genderspezifizierung, sondern lediglich als eine Aufschlüsselung von Status-, Funktions- und Tätigkeitsbenennungen. Dadurch wird in der Darstellung die Genderlosigkeit einer männlichen Genderspezifizierung reproduziert, so dass Männlichkeit nicht als Genderspezifizierung wahrgenommen wird. Der Aspekt der genderunspezifisierenden Verwendung genderspezifisierend männlicher Appellationsformen bleibt unangesprochen, womit sich die Gleichsetzung von Genderspezifizierung mit Weiblichkeit in der Darstellung implizit bestätigt.

Zusammenfassend sehen die drei schwedischen Standardwerke zur Wortbildung genderspezifisierend weibliche Appellation in Form von Suffigierung in der Regel als eine Ableitung aus der entsprechenden genderspezifisierend männlichen Appellation an, was aber in keinem Fall so benannt wird, so dass auch hier wiederum die Darstellung von Weiblichkeit mit Gender zusammenfällt, während Männlichkeit implizit als der menschliche Normalfall hergestellt wird. Bei Thorell findet sich bei der Frage der Verbalableitung erwähnt, dass sowohl die genderspezifisierend weiblich wie männlich appellierenden Formen aus Verbformen abgeleitet seien. Weder wird dieser Ansatz über diese konkreten Formen hinaus generalisiert noch wird er durchgängig in seiner Darstellung wieder aufgenommen. Alle drei Werke zur Wortbildung sind einem strukturalistischen, formalen Ansatz verpflichtet und reflektieren die Konstitution der Kategorie Gender nicht, sondern nehmen sie als sprachlich vorgängig gegeben. Sie gelten hier als stellvertretend für eine entsprechende wissenschaftliche Behandlung des Themas Wortbildung mit Bezug auf Genderspezifizierung personaler Appellation im heutigen Schwedisch.

Eine wichtige Quelle für die Behandlung von Genderspezifizierung personaler Appellation, die zudem weit über fachöffentliche Kreise hin-

---

<sup>151</sup> Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a für eine entsprechende Analyse.

aus Bedeutung besitzt, ist die Behandlung des Themas in Grammatiken. Zentrale Grammatiken des heutigen Schwedisch sollen hier auf diese Frage hin untersucht werden. Grammatiken werden aus einer konstruktivistischen Sicht als mit einer großen Autorität ausgestattete linguistische Werke angesehen. Ihre im Gebrauch angenommene Autorität verleiht ihnen gleichzeitig auch den Status, korrekten und richtigen Sprachgebrauch zum Ausdruck zu bringen. Sie werden in der Regel mit dieser Vorannahme verstanden und angewendet. Die Grenzen zwischen der fachwissenschaftlichen Literatur und den Grammatiken sind fließend, die Autor\_innen der linguistischen Fachliteratur und der Grammatiken sind in der Regel identisch. Ihre Autorität wird zudem nur selten öffentlich in Frage gestellt, wodurch sie umso stärker normierend und normverstärkend wirken können. Grammatiken besitzen eine wichtige Rolle als Vermittlungsinstanzen zwischen fachwissenschaftlichem Diskurs und der größeren Sprachgemeinschaft. Darstellungen sprachlicher Aspekte in Grammatiken werden in der Regel in einer breiteren Öffentlichkeit nicht weiter hinterfragt, sondern als Regeln des Sprachgebrauchs und Sprachbaus aufgefasst. Grammatiken dienen als Nachschlagewerke in Zweifelsfällen individuellen Sprachgebrauchs und finden auch im Sprachunterricht als Lehrwerke Einsatz, sie haben also eine hohe Verbreitung und öffentlich wenig hinterfragte Autorität.

Ein Schwergewicht der Analyse liegt in der vorliegenden Studie auf den Grammatiken, die sich durch eine potentiell hohe Verbreitung in der schwedischen Öffentlichkeit auszeichnen. Hierzu zählen Grammatiken mit einer hohen Auflagenstärke und hohem öffentlichem Bekanntheitsgrad. Die erste Frage, die in der Analyse an die Grammatiken gestellt wird, ist, in welchen Rubriken bzw. bei welchen Themenstellungen Genderspezifizierung in personaler Appellation Erwähnung findet. Davon ausgehend soll untersucht werden, was an den jeweiligen Stellen verhandelt wird und wo sich eventuell thematische Auslassungen finden.<sup>152</sup>

Lindholm<sup>153</sup> ist eine Grammatik zum Schwedischen, die speziell für Schwedisch als Fremdsprache verfasst worden ist. In ihr werden schwerpunktmäßig Aspekte der Phonologie, Morphologie und Lexikologie behandelt. Gender wird bei der Vorstellung der Klassifizierung von Substantiven unter dem Aspekt Genus behandelt. Lindholm geht von einem

---

<sup>152</sup> Die Grammatiken werden in der Reihenfolge ihres Erscheinens diskutiert.

<sup>153</sup> LINDHOLM: 1974.

Zwei-Genera-System in Utrum und Neutrum für das Schwedische aus und unterteilt Utrum weiter in Maskulinum, Femininum und Reale. Die Differenzierung in Maskulinum, Femininum und Reale hat in seiner Definition Auswirkungen auf die Wahl von Pronomina und Adjektiven. Maskulinum sind die Substantive, die eine Person als genderspezifisch männlich bezeichnen, Femininum diejenigen, die eine Person als genderspezifisch weiblich bezeichnen. Beide werden unter der Oberrubrik von Regeln für die Bestimmung von Substantiven, ob sie Utrum sind, formuliert. Die dritte Regel lautet: »3) Substantiv som betecknar personer: *en kamrat, en vän* UNDANTAG: *ett barn*«. <sup>154</sup> In dieser Darstellung bleibt offen, ob es sich hier in Lindholms Terminologie um reale Substantive handelt. Dies ist an diesem Punkt insofern interessant, da so eine Bestimmung der potentiell genderspezifisierenden pronominalen Wiederaufnahme in der Darstellung umgangen wird. Bei Lindholm wird Gender an Substantiven festgemacht und hier in eins gesetzt mit Genus, welches er Substantiven als Kategorisierungsform zuschreibt. Unter der Darstellung von Adjektiven differenziert Lindholm bei der Frage eines Konfliktes zwischen grammatischem und natürlichem Genus. <sup>155</sup> Die Annahme einer Natürlichkeit der Genderdifferenzierung ist an diesem Punkt explizit. Natürliches und grammatisches Genus werden durch das Substantiv Genus identisch benannt und unterscheiden sich nur durch Attribuierungen voneinander, die jedoch auch ausgelassen werden können, wie bei der Behandlung von Nationalitätsbezeichnungen deutlich wird: »För båda genus används maskulinformen«. <sup>156</sup> Hier ist die personale Appellation auf sowohl Frauen wie auch Männer gemeint und in diesem Kontext die Form *genus* ohne Attribuierung benutzt, was die angenommene Identität zwischen den von ihm an anderer Stelle so bezeichneten Ebenen von natürlichem und grammtischem Genus unterstreicht. Bei der Darstellung der Personalpronomina schreibt Lindholm:

Personbeteckningar med grammatiskt genus reale eller neutrum ersätts av personligt pronomen i maskulinum eller femininum: *en expedit – expediten: Han/Hon säljer kläder. Ett statsråd – statsrådet: Han är hemma. Ett hembiträde – hembiträdet: Hon arbetar i köket.* <sup>157</sup>

<sup>154</sup> Ebd., 43.

<sup>155</sup> Auch hier wurde zur Verdeutlichung Lindholms Terminologie übernommen.

<sup>156</sup> Ebd., 77.

<sup>157</sup> Ebd., 83.

Dass im ersten Fall beide pronominale Formen nebeneinander genannt werden, in den beiden nachfolgenden jeweils nur eine, deutet auf die Ineinssetzung von ›natürlichem‹ und ›sozialem‹ Gender, durch die konventionelle Genderstereotype naturalisiert werden, hin. Mit dieser Darstellung umgeht Lindholm eine Thematisierung genderunspezifischer Appellation und erweckt den Eindruck einer jeweiligen konkreten personalen Appellation.<sup>158</sup>

Lindberg behandelt Genderspezifizierung personaler Appellation unter dem Aspekt Genus. Genus wird als eine Form des Ausdrucks von Gender dargestellt.

I svenskan använder vi naturligt genus i flertalet av de fall, där vi ersätter ett substantiv med »han« eller »hon«, alltså sexusdifferentierade pronomen. Likaså kan neutrum sägas vara naturligt genus för ord som betecknar något »icke-levande«. Eftersom naturligt genus inte kan tillämpas i praktiken, blir termen användbar endast i de fall, där ett ords naturliga genus (företeelsens sexus) inte stämmer med dess grammatiska (= lexikaliska) genus. Ett sådant fall har vi just i typer »statsrådet«, som ju har ett onaturligt genus.<sup>159</sup>

Nicht nur wird hier eine eindeutige Verbindung zwischen Genus und Gender angenommen, auch werden sprachliche Evidenzen, die diesem Modell nicht entsprechen, mit einer Terminologie belegt,<sup>160</sup> die die sprachliche Kategorisierung nach einem Kriterium der Natürlichkeit charakterisiert und die Wahrnehmung einer Vorgängigkeit einer Genderdistinktion weiter verfestigt. Es findet hier eine metaphorische Übertragung der Annahme von Natürlichkeit bzw. Unnatürlichkeit auf Genus statt.

<sup>158</sup> Auch HOLM u. NYLUND: 1970 gehen nicht auf die Frage generischer pronominaler Appellation ein und machen das Problem damit unsichtbar und nicht existent. Dieses Vorgehen erweist sich als ein generelles in schwedischsprachigen Grammatiken.

<sup>159</sup> LINDBERG: 1980, 26. Nur am Rande erwähnt werden soll hier, dass sich durch die einschlägige schwedische Literatur immer wieder dieselben konkreten personal appellierenden Substantivformen finden, um bestimmte Phänomene zu verdeutlichen. *Statsrådet* gehört ebenso dazu wie *fruntimmer* und *lärare*. Die Genuskongruenzproblematik, die an der Form *statsrådet* verdeutlicht wird, findet sich so bereits bei TEGNÉR: 1962, vgl. die Ausführungen weiter oben. Die entsprechenden Formen besitzen offenbar in der schwedischen fachwissenschaftlichen Diskussion einen Symbolcharakter und fungieren als Prototypen personaler Appellation. Dies an sich wäre ebenfalls eine Untersuchung mit den dadurch kontinuierlich reproduzierten Konzeptualisierungen wert.

<sup>160</sup> Lindberg spricht in diesem Zusammenhang beispielsweise von ›unnatürlich‹, vgl. obiges Zitat.

In Bezug auf Pronomina stellt Lindberg fest: »När man använder personligt pronomen (*han/hon*) syftande på ett substantiv, kommer alltså sexusskillnaden normalt till uttryck«. <sup>161</sup> Hier schreibt Lindberg die Nachordnung und Ableitung personalpronominaler Formen aus Substantiven ebenso wie die Annahme einer natürlichen Genderdichotomie, die zudem im Normalfall durch eine Verwendung der personalpronominalen Formen zum Ausdruck komme, fest. Die Frage der genderunspezifisierenden Appellation durch die personalpronominale Form der dritten Person Singular maskulin *han* kann hier implizit angesprochen sein, wird aber auf jeden Fall zur Abweichung eines Normalfalls erklärt, der in einer klaren und eindeutigen Genderzuordnung zu pronominalen Formen im Singular gesehen wird.

Dahl <sup>162</sup> sieht *genus* als eine doppelte Kategorie, die zum einen Substantive betrifft und grammatisch ist und zum anderen natürlich ist und manchmal auch *sexus* genannt wird. Entsprechend seinen späteren Darstellungen <sup>163</sup> differenziert Dahl auch in der früheren Publikation zwischen personaler und sonstiger Appellation und bespricht diese beiden Gruppen auch im Hinblick auf seine Doppelkategorie *genus* getrennt. Gemäß einem dichotomen Entscheidungsmodell wird danach gefragt, ob auf eine Person appelliert wird oder nicht und wenn auf eine Person appelliert wird, ob es sich um eine weibliche handelt. Nach der Beantwortung dieser Fragen wird bei Dahl *hon-* und *han-genus* zugeteilt. Dies entspricht seiner Beobachtung, dass sich das ›natürliche Genus‹ vor allem für die Wahl von Pronominaformen der dritten Person Singular von Relevanz ist. Dahl betont die von ihm als sinnvoll angesehene Trennung zwischen *naturligt och grammatiskt genus*, die er im Schwedischen als klar voneinander getrennt ansieht. Er nennt das Deutsche als Gegenbeispiel, wo diese klare Trennung fehlen würde und weist auf das Englische, Türkische und Finnische als Beispiele für *genuslose* Sprachen hin, denen er unter einer Gleichstellungsperspektive potentiell einen Vorteil zuspricht:

I förbigående kan nämnas att detta kan synas vara en fördel ur jämställdhetssynpunkt. I svenskan tvingas vi ju alltid tänka efter om vi talar om en man eller om en kvinna. När vi gör allmänna påståenden används vanligen *han*, något som många uppfattar som diskriminerande: *När någon vill köra bil*,

---

<sup>161</sup> Ebd., 27.

<sup>162</sup> DAHL: 1983.

<sup>163</sup> DAHL: 2000a; 2000b; vgl. weiter unten.

*måste han ha körkort. Finnar och turkar har inte detta problem. Om köns roller i samhället i övrigt påverkas av detta är dock oklart.*<sup>164</sup>

Dahl impliziert, dass Genus nicht so unwichtig in Bezug auf Genderspezifizierung ist, wie er es zuvor dargestellt hat, sondern sieht eine mögliche konzeptuelle Verbindung zwischen Sprache und Gendervorstellung. In der in seiner Darstellung genderunspezifisierenden Verwendung der Form *han* wird die Form als konventionalisiert in dieser Gebrauchsweise hergestellt und in einem zweiten Schritt eine durch diese Sprachgebrauchskonvention produzierte Diskriminierung dem Sprachgefühl unspezifizierter Einzelner zugeschrieben, die so in ihrer Auffassung individualisiert werden. Auf die dieser Auffassung zu Grunde liegenden Argumente geht Dahl nicht weiter ein, ihr Verständnis wird vorausgesetzt, der Autor vermeidet hier eine klarere Stellungnahme, obwohl er zuvor deutlich gemacht hat, dass es sich in seiner Ansicht jeweils um eine sprachgesteuerte genderspezifische Vorstellung handelt, die mit dem Gebrauch der Pronominaformen verbunden ist. Seine grammatische Darstellung bietet insgesamt den Vorteil, klarer zwischen einer formalen Kategorie Genus und Genderspezifizierung trennen zu können und kann in der Nachfolge von Noreens<sup>165</sup> Vorstellungen gesehen werden.

Jørgensen und Svensson stellen eingangs in ihrer Grammatik neben den klassischen grammatischen Ebenen auch Sprechakttheorie und Textlinguistik als Teil einer grammatischen Beschreibung vor und erweitern das Spektrum ihrer Grammatik gegenüber traditionellen Grammatiken um weitere Ebenen der Sprachbetrachtung. Die Frage der Genderspezifizierung personaler Appellation wird bei ihnen als eine historische Ebene der Sprachbetrachtung im Zusammenhang mit Genus dargestellt:

Ursprungligen var genustillhörigheten kopplad till vilket kön man ansåg de föremål ha som substantiven betecknar, men i modern svenska är genus en rent formell, grammatisk egenskap. Som regel är dock beteckningar för mänskliga varelser och högre stående djur utrumord [...].<sup>166</sup>

In dieser Darstellung findet sich eine auffällige Parallele zu der Grimmischen Auffassung, dass Genus Kennzeichen für Gender sei und von da

---

164 DAHL: 1983, 33–34; vgl. HORNSCHIEDT: 2006a für weitere Einschätzungen dieser Perspektive aus Sprachveränderungssicht; vgl. Kapitel 4 in der vorliegenden Monografie für weitere Einschätzungen dieser Perspektive aus perzeptionsanalytischer Sicht.

165 NOREEN: 1904.

166 JØRGENSEN u. SVENSSON: 1986, 18.

aus auf jegliche Substantive übertragen worden ist. Die Charakterisierung als ›ursprünglich‹ legt daneben eine Auffassung eines erkennbaren Urzustandes sprachlicher Kategorisierung nahe, der aus einer konstruktivistischen Sicht zu verwerfen ist. Demnach wird nicht von einer möglichen Urbedeutung und -verwendung sprachlicher Formen ausgegangen, sondern von einer kontinuierlichen, prozessualen Veränderung. Durch die historisierende Erklärung von Genus wird zugleich ihre relative Unmotiviertheit in einer synchronen Perspektive erklärbar. Weder in Bezug auf Substantive noch in Bezug auf Adjektive oder Pronomina wird die Frage der genderspezifizierenden Appellation wieder aufgegriffen. Die Grammatik von Jörgensen und Svensson behandelt diese Frage nicht und macht sie so unsichtbar. Der einzige Punkt, an dem genderspezifizierende Appellation eine Rolle spielt, ist in dem Abschnitt zu suffixabgeleiteten personal appellierenden Formen. »Ibland förekommer särskilda suffix för markering av kvinnliga verksamhetsutövare: *inna* (*lärarinna*), (*er*)*ska* (*städerska*, *kassörska*), *ös* (*dansös*) och *tris* (*servitris*). Grundord är i allmänhet avledning bildade med *are* eller *ör*«.167 In dieser Charakterisierung fällt Gender mit weiblicher Genderspezifizierung zusammen, männliche Genderspezifizierung wird hier ebenso wenig wie genderunspezifizierende Appellation thematisiert. Die vage Quantifizierung durch *ibland* kann zudem als Relativierung der Relevanz dieser Feststellung gelesen werden, die die aufgestellte Regel zugleich einschränkt und in ihrer Bedeutung modifiziert, ohne dass die Einschränkung für Benutzer\_innen der Grammatik handhabbar wäre, indem sie konkretisiert werden könnte.

Andersson unterteilt in seiner Grammatik ausgehend von einer Besprechung der Wortklasse der Substantive in Genus utrum und Genus neutrum. Diese Genera stellt er dem Gender des Referenten gegenüber,168 womit gleichzeitig eine Homonymie der Begrifflichkeiten für eine sprachliche und nicht-sprachliche Kategorisierung tradiert ist. Letztere ist in belebt und unbelebt unterschieden, wobei die Kategorie des Belebten weiter in männliche und weibliche Referenz unterteilt wird.169 Die Beispiele, die in der dazugehörigen Tabelle benannt werden, differenzieren zwischen lexikalisierten genderspezifischen Appellationsformen und anderen Ap-

---

167 Ebd., 44.

168 Bei ihm *referentens genus* genannt.

169 Vgl. ANDERSSON: 1993, 31.

pellationsformen, wodurch der Eindruck erweckt wird, dass eine entsprechende Zuordnung eindeutig vollzogen werden kann. Es handelt sich um eine der wenigen Grammatiken, die die Frage der genderunspezifizierenden Appellation bei Pronomina ansprechen. In Bezug auf genderunspezifizierende Appellation führt Andersson aus:

När referentens kön är okänt eller varierar brukar man använda *han* som pronomen för animatum, även om en del språkbrukare anser att det är könsdiskriminerande och tycker att man i stället kan använda *hon* eller *den*. Men om substantivet slutar på *-a* låter man ordslutet inverka på valet av pronomen och väljer *hon*.<sup>170</sup>

Unterschiedliche Gebrauchskonventionen hinsichtlich genderunspezifizierender personaler Appellation werden hier genannt, ohne inhaltlich auf die damit verbundene Problemstellung einzugehen. Eine Antizipation entsprechender Diskurse findet in dieser Charakterisierung statt. Die Erwähnung zeigt eine Bewusstheit gegenüber einer gesellschaftlichen Diskussion an. Es wird unabhängig davon jenseits dieser Diskussion eine Gebrauchsregel aufgestellt, in der die genderunspezifizierende Appellationsleistung der genderspezifizierend männlichen Form verfestigt wird. Eine Nennung der Doppelform *han eller hon* fehlt hier beispielsweise, die in öffentlichen Diskursen der 90er Jahre weitaus häufiger anzutreffen ist als eine genderunspezifizierende Verwendung mit *hon*, die in der Grammatik stattdessen erwähnt wird. Diese eher unkonventionelle pronominalen Form für genderunspezifizierende Appellation macht es leichter, diese Gebrauchsweise zu verwerfen. Eine entsprechende sprachstrategische Verwendung wird zudem einzelnen Individuen zugeschrieben und nicht als eine Sprachgebrauchstendenz dargestellt, wohingegen der Gebrauch der Form *han* durch das Indefinitpronomen *man* eingeführt wird und so eine größere, von individuellem Sprachgebrauch unabhängige oder diesem übergeordnete Legitimation bekommt. Die einzige Verwendung von *hon* zur genderunspezifizierenden Appellation wird für den Fall expliziert, in dem eine morphologische Regel diese motiviert. Implizit wird so eine Differenzierung zwischen sprachinhärenten Motivationen für eine Pronominalisierung gegenüber Sprachgebrauchskonventionen und einem individualisierten Sprachgebrauch hergestellt. Über diese kurzen Erwähnungen hinaus wird die Frage der Genderspezifizierung

---

<sup>170</sup> Ebd., 31.

personaler Appellation in der Grammatik nicht weiter behandelt, so dass der Eindruck entsteht, dass dies kein relevantes Themengebiet sei.

Järner widmet genderspezifizierender personaler Appellation etwas mehr Platz und behandelt die Frage im Zusammenhang mit der Darstellung von Genus in Bezug auf Substantive. Als Ausgangspunkt nimmt Järner dabei das deutsche und französische heutige Genussystem, das sie einem früheren schwedischen Genussystem gleichstellt und das heutige davon abgrenzt:

I äldre tider användes maskulinum och femininum på det sättet även i svenska språket, men så småningom kom maskulinum att användas enbart om ord som verkligen betecknar varelser av manligt kön, som *pojke, kung, servitör, hingst*, och femininum bara om substantiv som betecknar varelser av kvinnligt kön, som *kvinnna, prinsessa, sångerska, höna*. [...] De personliga pronomenen har dock i singular kvar könsbundna och icke könsbundna former: *han* (maskulinum), *hon* (femininum) och *den* (reale).<sup>171</sup>

Järner unterscheidet in ihrer Begrifflichkeit zwischen *genus* und *kön*, wobei in der Kategorisierung von *maskulinum* und *femininum* indirekt wiederum ein Zusammenfall beider festgestellt werden kann. Genderidentität wird in ihrer Darstellung als eine feststehende Eigenschaft jenseits der sprachlichen Kategorisierung hergestellt, die sich in Sprache ausgedrückt findet. Die Frage genderspezifizierender Appellation bleibt unsichtbar. Die Annahme einer gendermäßigen Natürlichkeit zeigt sich auch in der von ihr gewählten Charakterisierung von *verkligen*, wodurch eine Genderappellation zu einer sprachlichen Bezugnahme auf eine außersprachliche Realität wird, die ›wirklich‹, das heißt unabhängig von Sprache, vorhanden ist.

Kalmström<sup>172</sup> behandelt die Frage der genderspezifizierenden Appellation lediglich unter der Vorstellung der Personalpronomina, wo sie zwischen den Formen *hon, henne, hennes* zur genderspezifizierend weiblichen Appellation und *han, honom, hans* zur genderspezifizierend männlichen Appellation differenziert. Die Frage der genderspezifizierenden Appellation im Singular bleibt bei ihr ausgespart. Das Thema der genderspezifizierenden personalen Appellation ist bei ihr insgesamt nicht vorhanden.

Holmes und Hinchliffe ist eine englischsprachige Grammatik des Schwedischen von 1993. Ihre Publikationssprache macht ein nicht mut-

<sup>171</sup> JÄRNER: 1993, 27.

<sup>172</sup> KALMSTRÖM: 1993.

tersprachlich schwedisches Zielpublikum wahrscheinlich. Gender wird in dem Abschnitt zu Substantiven und Pronomina behandelt, und in den meisten Fällen wird weibliche Genderspezifizierung als Besonderheit genannt. Für die substantivischen Endungen *-e* und *-a* wird die Regel formuliert, dass sie oft Männlichkeit bzw. Weiblichkeit anzeigen würden. Hier wie auch an anderen Stellen wird mit vagen, quantitativen Charakterisierungen gearbeitet, die die dargestellten Regeln nicht verifizierbar machen. In der Darstellung zu Substantiven wird es von Holmes und Hinchliffe vermieden, *gender* zur Bezeichnung von Gender zu verwenden. Stattdessen benennen sie eine Genderspezifizierung konkret durch *masculine/feminine* oder *female/male*. Bei der Darstellung der Personalpronomina *han* und *hon* erfolgt eine symmetrische Darstellung der Verwendung der Formen als jeweils genderspezifizierend. Unter dem Punkt, dass *han* auf *male animals* appelliere, wird als Fußnote erwähnt, dass »[h]an may also refer to so-called ›higher animals‹ [...] irrespective of their true gender«.173 Hier wird zum einen der Begriff *gender* zur Bezeichnung von Gender verwendet, zum anderen dieses als ›wahr‹ und somit sprachlich vorgängig bestimmbar dargestellt. Zum Dritten wird die Frage der genderunspezifizierenden Appellation für Tiere behandelt, nicht aber für Menschen. Die genderunspezifizierende Verwendung von personal appellierenden Substantiven wird in einem eigenen Paragraphen behandelt und die Frage der Pronominalisierung dieser Formen wie folgt dargestellt: »Nouns from these two categories are usually referred to by *han* or *hon* depending on context and meaning«.174 Den substantivischen Formen wird eine Genderneutralität zugesprochen, die erst durch die Pronominalisierung aufgelöst wird. Darüber hinaus behandeln die Autoren auch Vorkommen genderunspezifizierender Appellation:

In cases where there is any doubt, or where the noun refers collectively to people of either sex, *han* is often used. If one wishes to be more precise one may, of course, specify *han eller hon* or *han resp(ektive) hon*.175

Die Verwendung der Formen *han* oder *han eller hon* werden hier als Alternativen nebeneinander genannt, wobei die Form *han* in diesen Kontexten als konventionalisierte Verwendungsweise dargestellt wird und *han eller hon* demgegenüber lediglich als eine individuelle Handlungs-

173 HOLMES u. HINCHLIFFE: 1993, 135.

174 Ebd., 136.

175 Ebd., 137.

möglichkeit, die in der Verantwortung der einzelnen Sprechenden liegt. Bei der Darstellung von *han* in dieser Verwendungsweise handelt es sich hingegen um eine Passivformulierung, die so den Anschein größerer Allgemeingültigkeit erweckt. Aus der Darstellung lässt sich aber gleichzeitig auch implizit ein Bewusstsein herauslesen, dass die genderspezifizierende Verwendung der Form *han* nicht präzise ist. Diese Darstellung geht in diesem Punkt weiter als die anderen hier diskutierten. Sie gehört zudem zu den Ausnahmen, da die pronominale Doppelform als eine mögliche Bildung genannt wird.

Eine zentrale Stellung unter den schwedischen Grammatiken nimmt *Svenska Akademiens Grammatik* aus dem Jahr 1999<sup>176</sup> ein, die mit vier Bänden zudem recht umfangreich ist. Es ist zu erwarten, dass SAG in ihrer neuesten Ausgabe zu dem allgemeinen schwedischen Standard- und Nachschlagewerk für grammatische Fragen wird. SAG kann als potentiell stark normgebend angesehen werden, der Umfang lässt eine Behandlung auch kleinerer Fragen zu grammatischen Normen erwarten. Das Thema Genderspezifizierung personaler Appellation wird an verschiedenen Stellen der Grammatik in Kapiteln zu den einzelnen Wortformen angesprochen. Damit ist zugleich auch die Art des Aufbaus der Grammatik benannt. Da Telemann als Herausgeber fungiert, Andersson als einer der Mitarbeiter an der Grammatik, ist zu vermuten, dass ihre fachwissenschaftlichen Ansichten, wie sie weiter oben vorgestellt und diskutiert worden sind, sich auch in dieser Grammatik wiederfinden lassen. In § 9,<sup>177</sup> der mit *substantiv och kön* überschrieben ist, werden genderspezifizierende, lexikalisierte personale Appellationsformen aufgeführt, um aufzuzeigen, dass, bei einer belebten Appellation, diese auch weiter nach Gender differenziert sein können. Die Formen sind jeweils in oppositionellen Paaren sortiert, nur im Fall der suffigierten Form *biskopinna* wurde auf eine Gegenüberstellung mit *biskop* verzichtet, so dass hier unausgesprochen eine Asymmetrie genderspezifizierender Benennungspraktiken deutlich wird.<sup>178</sup> In den nachfolgenden Ausführungen wird auf die Konzeptualisierungen hingewiesen, die die Formen bei den Sprachbenutzenden aufrufen würden, wodurch eine kognitive Perspektive der auf sprachlichen Benennungen beruhenden Konzeptualisierung auf den

---

176 Im Folgenden mit SAG zitiert.

177 Vgl. SAG: 1999, II, 26–27.

178 Es finden sich auch Beispiele zu genderspezifizierenden Tierbezeichnungen.

Gegenstand gewählt wird, was diese Grammatik grundlegend von den zuvor vorgestellten unterscheidet. »Andra substantiv förknippas i språkbrukarnas föreställningar företrädesvis med endera könet fastän de kan användas om bägge könen om substantivets beskrivning passar«.179 Mit einer Fußnote wird ergänzt, dass es in bestimmten (Tätigkeits-)Bereichen bisher nur Personen mit einer Genderspezifizierung gegeben habe und dass hier gefragt werden könne, ob die Formen deswegen genderspezifizierend seien oder nicht. Als Beispiele werden die Formen *påve*, *kardinal* und *geisha* genannt.180 In dieser Argumentation wird eine mögliche Trennung zwischen der potentiellen Bedeutung der personalen Appellationsform und der derzeitigen sozialen Realität impliziert, die in der vorliegenden Arbeit nicht geteilt wird. Diesem hier nur implizit vertretenen und deswegen umso schwieriger herauszuarbeitenden Modell liegt eine Idee der Kernbedeutung von Wörtern zu Grunde, die zu einer Eigendynamik von Sprache führt oder so ausgelegt werden kann und eine Genderneutralität sprachlicher Benennungen impliziert. Das ›Problem‹ wird in der sozialen Realität und damit jenseits von Sprache, die als losgelöst von der sozialen Realität positioniert wird, verortet. Es wird implizit ein Gegensatz zwischen, was Sprache an sich bedeutet oder bedeuten kann und dem, was sich die Sprachbenutzenden konkret unter der Sprache vorstellen, hergestellt. Diese Auffassung ist nicht mit einem kognitiv-pragmatischen Ansatz vereinbar und wird aus konstruktivistischer Sicht für die Annahme und Herstellung einer sprachlichen Vorgängigkeit von Realität kritisiert. Diese Argumentation bietet auch die Voraussetzung dafür, genderspezifizierend männlich appellierende Substantive als potentiell genderunspezifizierend anzunehmen, da Sprache keine wirklichkeitsherstellende Funktion zugeschrieben wird. Dies ist aber in der Argumentation ebenso verdeckt, wenn genderspezifizierend männliche und weibliche Formen in der Grammatik als Beispiele nebeneinander genannt werden und dadurch unsichtbar bleibt, dass es sich bei den benannten genderspezifizierend weiblichen Beispielen aus dem Pflegebereich (*sjuksköterska*, *sjukvårdsbiträde*) um die nahezu einzigen hier nennbaren handelt und nicht um beliebige Beispiele.181

179 SAG: 1999, II, 27.

180 Vgl. ebd.

181 Im Gegensatz dazu wird für die konventionalisiert genderspezifizierend männliche Vorstellung jeweils dasselbe Beispiel verwendet: *präst*. Auch dadurch wird der Umstand

Als mögliche Hinweise auf die konventionalisiert genderspezifizierende Konzeptualisierung bei genderunspezifizierender Verwendung, die momentan mit den jeweiligen Formen verknüpft sei, werden unterschiedliche Formen vorangestellter attributiver Adjektive, bestimmter Partizip- und Pronominaformen sowie die pronominale Wiederaufnahme mit den Personalpronomina der dritten Person Singular angeführt. Hier ist implizit herauszulesen, dass das Pronomen der dritten Person Singular *han* nicht als genderunspezifizierend aufgefasst wird, sondern ihm eine genderspezifizierend männliche Konzeptualisierung zugesprochen wird. Diese hier implizit durch die Argumentation zum Ausdruck gebrachte Konzesion widerspricht nahezu der gesamten zeitgenössischen sprachpflegerischen Debatte.<sup>182</sup> Wie bereits erwähnt, werden die Formen *biskopinna* und *sjuksköterska* als Beispiele konventionalisiert genderspezifizierend weiblicher Appellation angeführt, ohne dass auf Unterschiede zwischen der Lexikalisierung und Grammatikalisierung einer Genderspezifizierung an dieser Stelle eingegangen würde.<sup>183</sup>

Suffigierte genderspezifizierende personale Appellationsformen finden in SAG 1999 § 19 unter der Überschrift *Suffixavledda substantivs betydelse och avledningsstamens ordklass*<sup>184</sup> Erwähnung:

När avledningsstammen är ett substantiv, betecknar det avledda substantivet oftast [...] någong eller något som har att göra med det som stammen anger: [...] apotek-are, flöjt-ist, motion-är, lejon-inna, prins-essa [...].<sup>185</sup>

Auf die gleichzeitig hier zu verhandelnde Frage der Genderspezifizierung der unterschiedlichen Suffixe und die Frage einer Genderunspezifizierung in bestimmten Fällen, wird nicht weiter eingegangen. In § 21 werden darüber hinaus eine Reihe produktiver Wortbildungssuffixe genannt, die jeweils konventionalisiert genderspezifizierend männlichen Appellationsformen entsprechen, hier aber lediglich als Formen personaler Appellation aufgeführt werden. Eine potentielle Abnahme genderspezifizierend weiblicher Suffixe bleibt unangesprochen.<sup>186</sup>

---

des quantitativen Ungleichgewichts der Anzahl unterschiedlicher Formen, die hier für die beiden Gruppen nennbar wären, weiter verdeckt. Vgl. auch HORNSCHEIDT: 2006a.

182 Vgl. die entsprechende Diskussion in ebd.

183 Vgl. hierzu ebd.

184 SAG: 1999, II, 38.

185 Ebd., 38.

186 Ebd., 40–41.

In § 40<sup>187</sup> wird unter der Überschrift Genus festgehalten, dass der überwiegende Teil der Substantive, die lebende Wesen bezeichnen, Genus utrum und personal appellierende Substantive mit Genus neutrum häufig pejorisierend sind. Der zuvor aufgestellten Regel, dass Genus eine lexikalische Eigenschaft sei und nicht bedeutungstragend, wird damit in den eigenen Ausführungen an diesem Punkt widersprochen. Zudem wird in der vorliegenden Analyse die Ansicht, dass es sich bei personal appellierenden Neutrum-Substantiven häufig um pejorisierende Formen handelt, als pauschalisierend kritisiert, die so gleichzeitig eine implizite semantische Trennung zwischen belebt und unbelebt in Bezug auf Genus aufrecht erhalten lässt.

In der Darstellung der Personalpronomina in SAG wird die Unterteilung, wie sie zuvor bei Teleman und Andersson zu finden war, wieder aufgenommen, indem zunächst zwischen belebt und unbelebt und weiter bei belebt zwischen *manligt* und *kvinnligt* unterschieden wird.<sup>188</sup> In § 36 und § 37 wird die Verwendungsweise von *han* und *hon* weiter ausgeführt. Während in § 36 darauf hingewiesen wird, dass für männliche ›Referenten‹ das Pronomen *han*, für weibliche das Pronomen *hon* benutzt wird, wird in § 37 ausgeführt, dass die faktischen oder konventionellen Gendervorstellungen die Wahl des Pronomens beeinflussen. Die zunächst gegebenen Beispiele sind entweder lexikalisiert genderspezifizierend (*kung*, *drottning*) oder beziehen sich auf eine konkrete Person, so dass sich bei ihnen die Frage der konventionellen Gendervorstellung gar nicht stellt. Diese Frage wird erst im nächsten Abschnitt aufgenommen und als generische Referenz definiert: »Om det animata pronomenet refererar generiskt till en referent oavsett kön används vanligtvis den form som annars betecknar en manlig referent, dvs. *han*«. <sup>189</sup>

Während für die Pronominalisierung von Tierbenennungen stereotype Gendervorstellungen für die Frage der genderspezifizierenden Pronominalisierung als Grund angeführt werden,<sup>190</sup> bleibt diese Argumentation in

<sup>187</sup> Ebd., 58–61.

<sup>188</sup> Ebd., 270.

<sup>189</sup> Ebd., 277.

<sup>190</sup> Ebd.: »En tendens är att låta (a) stereotypa föreställningar om djurpsykologi å andra sidan avgöra genusvalet. Många kallar därför ett lejon, vars kön inte är känt, för *han*, medan ett rådjur omtalas med *hon*«. Zum einen zeigt sich hier die Vorstellung einer Natürlichkeit von Gender, zum anderen die Annahme von einer pronominalen Genus-

Bezug auf die generische Verwendung von *han* auf Menschen unerwähnt.<sup>191</sup> Eine Infragestellung einer genderunspezifisierenden Appellation durch die Form *han* auf Personen wird lediglich in einer Fußnote erwähnt:

För att undvika den könsspecifica tolkning en när generisk referens avses föredrar vissa skribenter att skriva *han eller hon* eller *han/hon* eller att byta ut det singulara korrelerat mot ett synonymt i pluralis.<sup>192</sup>

Auffallend ist die relativ ausführliche Behandlung der Frage in Bezug auf Tierbenennungen im Haupttext, wohingegen diese in Bezug auf personale Appellation lediglich eine Erwähnung in der Fußnote findet, welches der quantitativen Verteilung von personaler und tierischer Appellation und der Relevanz einer entsprechenden Fragestellung nicht gerecht wird. Die Verwendung einer pronominalen Doppelform wird hier zudem zu einer individualisierten Angelegenheit, deren strategische und politische Dimension dadurch unsichtbar bleibt. In einer weiteren Fußnote wird die generische Verwendung der Form *hon* in bestimmten Fällen personaler Appellation diskutiert, welches auf die prototypische Genderverteilung der entsprechenden Tätigkeitsbenennung bezogen wird: »När en generisk nominalfras har referenter som är nästan bara av kvinnligt kön (och särskilt när nominalfrasens substantiv slutar på *-ska*), väljs vanligen *hon* som anaforskt pronomen.«<sup>193</sup> Als Beispiele werden hier die Formen *barnmorska*, *sjuksköterska* und *sjukvårdsbiträde* genannt, die auch schon im entsprechenden Kapitel zu den Substantiven aufgeführt wurden. In dieser Argumentation wird Gender mit Weiblichkeit gleichgesetzt, eine entsprechende Frage für prototypisch männliche Vorstellungen scheint sich nicht zu stellen bzw. es wird auch kein Umkehrschluss hinsichtlich der pronominalen Appellation durch *han* daraus abgeleitet.

Fragen der genderspezifisierenden personalen Appellation werden auf diese Art in der größten und verbreitetsten schwedischen zeitgenössischen Grammatik nahezu unsichtbar gemacht, indem sie keine Erwähnung finden oder nur in Fußnoten behandelt werden. Manche Aspekte,

---

differenzierung zwischen *han* und *hon*, die in der vorliegenden Arbeit nicht übernommen wird.

<sup>191</sup> Vgl. auch die zuvor besprochene Grammatik von HOLMES u. HINCHLIFFE: 1994 mit einer identischen Darstellung an diesem Punkt.

<sup>192</sup> SAG: 1999, II, 278.

<sup>193</sup> Ebd.

wie beispielsweise genderspezifisierende substantivische Suffigierungen bleiben vollkommen unbenannt.

Zusammenfassend kann in Bezug auf die Konzeptualisierung von Gender und Sprache in Grammatiken zum Schwedischen festgehalten werden, dass in der neueren grammatischen Darstellung ein Bewusstsein über eine Genderasymmetrie in Benennungspraktiken besteht, welche jedoch nicht vertiefend behandelt wird. In der Mehrzahl der Fälle bleibt die Frage potentieller genderunspezifisierender Appellation ausgespart oder eine genderunspezifisierende Appellation über genderspezifisierend männliche Formen als selbstverständlich und unproblematisch hingestellt. Kommt es zu einer Erwähnung potentieller Diskriminierung oder anderslautender Auffassungen in Bezug auf die Genderneutralität der Form *han*, so wird diese individualisiert und als eine persönliche Meinung hergestellt und einem konventionalisierten, tradierten Sprachgebrauch gegenüber gestellt.

Angesprochen wird der Aspekt Gender in der Frage personaler Appellation in den Grammatiken in der Regel in Bezug auf Substantive. In Bezug auf Personalpronomina wird er nur kurz erwähnt. In manchen Fällen findet er lediglich unter einer Behandlung von Personalpronomina Erwähnung. Eine Problematisierung von Gender bzw. eine Hinterfragung der Natürlichkeit dieser Kategorie kann in keinem Fall festgestellt werden. Auffallend ist das nahezu durchgängige Auslassen der Betrachtung der Frage der genderunspezifisierenden Appellation durch personalpronominale maskuline Formen oder auch durch personal appellierende Substantive.

Die zuvor diskutierten Grammatikmodelle finden sich ebenfalls mit unterschiedlichen Gewichtungen in den verschiedenen Grammatiken wieder. Es kann auch hier zwischen den Darstellungen, in denen Genus und Gender als eigenständige Kategorisierungsgrößen definiert werden, und denjenigen, in denen beide in einer verschieden starken Verknüpfung zueinander stehend definiert werden, unterschieden werden. Während Dahl<sup>194</sup> sowohl in seinen wissenschaftlichen Texten als auch seiner Grammatik der ersten Richtung zugeordnet werden kann und hier am ehesten ein Bogen zu Noreen<sup>195</sup> geschlagen werden kann, sind die übrigen Grammatiken eher der zweiten Richtung zuzuordnen und können

---

194 DAHL: 1982; 2000a; 2000b.

195 NOREEN: 1904.

am ehesten einer Kontinuitätslinie zu Tegnér<sup>196</sup> zugerechnet werden. Bei beiden erweist sich die Darstellung genderunspezifischer Appellation als ein schwieriges Moment, welches häufig durch eine Nichterwähnung gelöst wird. Von einer traditionellen Gebrauchsnorm abweichende appellative Praktiken mit Personalpronomina der dritten Person Singular werden, wenn überhaupt, in diesem Zusammenhang nur jeweils individualisierend erwähnt, so dass eine implizite Norm der genderunspezifischen Verwendung der pronominalen Form *han* reproduziert wird.

Die von Henley formulierte These mit Bezug auf das Englische zum genderunspezifischen *he* ist in dieser Form auch auf die schwedischsprachige, linguistische Diskussion, wie sie zuvor in Bezug auf Genus dargestellt wurde und sich auch in Grammatiken wiederfindet, übertragbar: »It [the masculine generic *he*; Anm. d. A.] is made to seem ›natural‹, existing from beyond history, and ›immutable‹.«<sup>197</sup> Cameron betont in Bezug auf die Annahme der Generizität von *he* im Englischen die in der linguistischen Forschung verbreitete Ignoranz der machtvollen konstruierenden Seite linguistischer Forschung, die sich beispielsweise in Grammatiken niederschlägt und die für die Frage der Autorisierung von bestimmten Formen als genderneutral eine wichtige gesellschaftliche Rolle spielen:

One reason why the ideological premises of grammar so often remain hidden is that linguists deny their existence. Partly this is a matter of protecting their expertise: any fool can claim generic *he* is sexist, but only the linguist can explain it is really unmarked. Partly, too, it reflects the investment linguists have in scientific objectivity. To admit that even some aspects of linguistic analysis have political implications is, in the eyes of many professionals, to undermine the status of linguistics as a science.<sup>198</sup>

Im folgenden Unterkapitel wird untersucht, inwiefern die feministische Forschung mit diesen Vorstellungen gebrochen hat bzw. welche konzeptuellen und inhaltlichen Veränderungen sich in dieser zeigen. Die einschlägige feministische Forschung wird dabei als in einem Wechselverhältnis zu der ›traditionellen‹ Forschung verstanden, indem sie auf diese Bezug nimmt, auf sie reagiert und erstere damit eventuell auch wiederum beeinflusst.

---

196 TEGNÉR: 1962.

197 HENLEY: 1989, 75.

198 CAMERON: 1992, 97.

### 3.4 Feministisch-linguistische Forschungen zu Genderspezifizierung personaler Appellation im heutigen Schwedisch in den 90er Jahren

In diesem Kapitel werden schwerpunktmäßig die Studien unter der Fragestellung ihrer Sichtweisen auf Sprache und Gender besprochen, die sich mit Genderspezifizierung personaler Appellation aus einer linguistischen und feministischen Perspektive beschäftigen. Eine kritische Auseinandersetzung mit den theoretischen Vorannahmen dieser Forschungen wird zum einen als eine Voraussetzung für eine eigene Analyse der Genderspezifizierung personaler Appellation angesehen. Zum anderen wird so herausgearbeitet, welche Konzeptualisierungen von Gender und Sprache in der einschlägigen feministisch-linguistischen Forschung implizit und explizit vorherrschen und wie diese sowohl zu einer bestimmten Ausrichtung von Erkenntnisinteressen als auch zur Formulierung konkreter Fragestellungen beitragen. Diese Analyse beleuchtet das Verhältnis traditioneller und feministischer, linguistischer Forschung im schwedischen Kontext sowie die der Forschung zu Grunde liegende Sichtweise auf Diskriminierung und Gleichstellung. Der wissenschaftliche Diskurs zum Thema wird nicht als jenseits konkreter sprachlicher Evidenzen gesehen, sondern als ein Teil derselben, der bestimmte Vorannahmen weiter tradiert, diesen mit beeinflusst und bestimmte öffentliche Perspektiven bewirkt oder auch verhindert. Die vorliegende Analyse dient der kritischen Hinterfragung wissenschaftlicher Perspektiven und Konzeptualisierungen auf den Erkenntnisgegenstand.

Aus den bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass die Forschung zum Thema Genderspezifizierung personaler Appellation im Schwedischen jenseits einer feministischen Verortung einen starken Schwerpunkt auf der Behandlung von Gender-Genus-Relationen hat. Häufig handelt es sich zudem um sprachkontrastive Studien, die die Frage der Genus-Gender-Relation in den Mittelpunkt stellen und an dieser unterschiedliche Umgangsweisen verschiedener Sprache mit der Frage der Genderspezifizierung herausarbeiten.<sup>199</sup> Dies ist einerseits in der Übernahme der oben diskutierten, grammatischen Tradition begründet, in der die Frage des Genus vorrangig behandelt wird und zu der die Frage der sprachli-

---

<sup>199</sup> Vgl. die nachfolgend ausführlicher diskutierte Studie von NÜBLING: 2000, vgl. auch ROSSENBECK: 1995, JOBIN: 1998, JOBIN: 2002, JOBIN: 2006.

chen Genderrepräsentation in den meisten Fällen nur einen untergeordneten Aspekt darstellt. Die grammatische Darstellung wird in verschiedenen Formen auch von der linguistischen Forschung, die sich mit Aspekten der gegenderten Diskriminierung beschäftigt und dies für gesellschaftliche Sprachpraktiken untersuchen will, wieder aufgenommen und hergestellt. Diese Studien finden sich seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts mit einer gewissen Konstanz. Auslösendes historisches Moment ihres Aufkommens ist der Beginn der neuen Frauenbewegung gewesen, wodurch Fragen gegendeter Diskriminierung zu einem Teil wissenschaftlicher Forschungsinteressen geworden sind, indem sich zunächst so genannte feministische oder Frauenstudien herausgebildet haben, die in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts zunehmend zu einer Benennung von Genderstudien gewechselt haben. Die sprachliche Repräsentation von Genderspezifizierung und Genderneutralisierung ist in diesem Forschungsgebiet nicht länger ein untergeordnetes Erkenntnisinteresse gewesen, sondern Hauptgegenstand der Forschung geworden. Die Ausgangsfrage ist häufig, wie gesellschaftliche Genderdiskriminierung in der Sprache zum Ausdruck kommt.

Die neueren Untersuchungen zu sprachlichen Appellationsformen, die seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts entstanden sind, sollen schwerpunktmäßig unter den Fragestellungen betrachtet werden, wie in ihnen Sprache und Gender konzeptualisiert werden. Schwerpunktmäßig werden dabei aktuelle Tendenzen, d. h. Studien seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts, besprochen.<sup>200</sup> In diesem Kapitel geht es vor allem um

---

<sup>200</sup> Dies führt zur Auslassung einer Reihe von Studien, deren Ergebnisse jedoch in HORNSCHEIDT: 2006a eingeflossen sind. Da es hier nicht primär um eine Vorstellung der Ergebnisse der jeweiligen Studien geht, sondern um die Fragestellung, wie sie ihren Erkenntnisgegenstand konzeptualisieren, wird eine repräsentative Behandlung als gerechtfertigt angesehen. In dem vorliegenden Kapitel werden die folgenden Studien nicht getrennt besprochen: ANDERSSON: 1976; MOLDE: 1976; LAUREYS: 1978; REKDAL u. SKUTNABB-KANGAS: 1979; BLUME: 1982; EINARSSON u. HULTMAN: 1984, deren Studie die einzige ist, die in dem entsprechenden Unterkapitel des großen Sprachpflegeberichts der schwedischen Regierung aus dem Jahre 2002 (SOU: 2002, 27) Erwähnung findet, MAGNUSSON u. JOBIN: 1997, von denen eine spätere Studie diskutiert wird; LANDQVIST: 2001. Sie unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Grundannahmen nicht von den hier berücksichtigten und werden deshalb nicht als einzelne in diesem Kapitel, in dem es um die generelle Konzeptualisierung von Sprache und Gender in der einschlägigen Forschung geht, vorgestellt. Eine Besprechung von WIDMARK: 1979 ist in diesem Kapitel hingegen als sinnvoll erachtet worden, da es sich um eine der wenigen Studien handelt, die pronominale Appellation zum Thema hat.

die Einordnung der entsprechenden Studien in den fachwissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs. Es wird aufgezeigt, welche gesellschaftlichen und fachwissenschaftlichen Vorannahmen übernommen, welche infrage gestellt und wie diese jeweils verhandelt werden. Dazu werden exemplarisch zentrale Studien ausgewählt, die sich entweder durch ihre hohe Zitierfrequenz in weiterer wissenschaftlicher Literatur, durch umfangreiche empirische Untersuchungen oder durch Kriterien der Perspektive auszeichnen. Hier wird zwischen Studien aus dem schwedischsprachigen Raum und von außerhalb des schwedischsprachigen Raums unterschieden. Letztere sind in der Regel sprachvergleichend angelegt.

Insgesamt kann konstatiert werden, dass es im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts große Veränderungen hinsichtlich der Behandlung des Themas Genderspezifizierung personaler Appellation gegeben hat. Mit ausgelöst durch die neue Frauenbewegung ist die Frage sprachlicher Genderdiskriminierung zu einem Thema geworden, dem eigene Untersuchungen gewidmet worden sind, wohingegen die Frage der Präsentation von Gender in personalen Appellationsformen in früheren Untersuchungen lediglich mit behandelt oder insbesondere der Frage der Genusklassifikation untergeordnet wurde.

Die Zuordnung des Themas genderspezifizierender personaler sprachlicher Appellation zum Feld der Sprachsystemanalysen zeigt sich in einer häufigen Fokussierung auf Aspekte des Verhältnisses von Genus zu Gender. In der Regel wird eine Darstellung des Genussystems der jeweiligen Sprache zum Ausgangspunkt genommen, um zu kategorisieren, wie personale Appellation mit Hilfe oder jenseits von Genus in der Sprache realisiert wird. Die Studien werden in einer weitgehenden chronologischen Reihenfolge besprochen.<sup>201</sup>

Übergreifend kann für die nachfolgend diskutierten Untersuchungen der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts festgestellt werden, dass sie sich in der Regel auch auf die zuvor diskutierte Literatur beziehen, wohingegen die traditionelle sprachwissenschaftliche Forschung sich andersherum in nahezu keinem Fall auf die feministische Forschung bezieht. Die Rezeption ist monodirektional und auch inhaltlich entsprechend einseitig, so dass es bei der traditionellen linguistischen Fachdiskussion zu teilweise unterkomplexen Verhandlungen kommt, wie beispielsweise in Bezug auf

---

201 Innerhalb eines Erscheinungsjahres erfolgt eine alphabetische Reihung.

die Auslassung einer Diskussion der Genderunspezifizierung der personalpronominalen Form *han* in der vorangegangenen Analyse deutlich geworden ist.

Widmark<sup>202</sup> hat die generalisierende Verwendung des Personalpronomens *han* im heutigen Schwedisch untersucht. Ihre Argumentation ist sprachhistorisch, indem sie, ähnlich wie Davidson<sup>203</sup> nachzeichnet, dass *han* und *hon* in früheren Sprachstufen des Schwedischen nicht ausschließlich zur personalen Appellation verwendet worden sind und auch nicht ausschließlich genderdifferenzierend gebraucht wurden. Daraus folgert Widmark, dass *han* nicht unbedingt genderdiskriminierend in seinem heutigen Gebrauch sein muss, da es – aus dieser Argumentationslogik – ursprünglich nicht ausschließlich genderspezifizierend appelliert habe. Mit der Einführung der Form *den* in das Pronominalsystem des Schwedischen sei zugleich *hon* in vielen Kontexten durch *han* ersetzt worden. Da *han* zudem frequenter gewesen sei als *hon*, sei seine Generalisierung zugleich auch naheliegend gewesen, wodurch es seinen Status als genderunspezifizierendes Pronomen personaler Appellation gewonnen habe. Es handelt sich hier um eine etymologisierende Argumentation, die den Mythos einer ursprünglichen Bedeutung reproduziert. Diese Idee eines sprachlichen Ur- oder Originalzustands, der an puristische Sprachpflegebemühungen erinnert, wird aus einer konstruktivistischen Perspektive als Herstellung eines bedeutungsmäßigen Ursprungs interpretiert. Der Verweis auf Etymologien ist ein in westlichen Gesellschaften verbreitetes Argumentationsmuster zur Aufrufung »eigentlicher«, »unverdorbenen« und ursprünglicher Bedeutungen. Darüber hinaus wird die Frequenz der Form *han* als quantitatives Argument geltend gemacht, welches jedoch durch eine differenzierte Sprachgebrauchsanalyse zu hinterfragen wäre. Die Art der Darstellung legt darüber hinaus eine Vorstellung einer bewussten sprachlichen Entscheidung nahe, die zur Genderunspezifizierung von *han* geführt habe. Aus einer konstruktivistischen Perspektive ist vielmehr zu fragen, wie es zu einer entsprechenden Tradierung der Form *han* in dieser Gebrauchsweise kommen konnte, welche verschiedenen Instanzen und Institutionen daran beteiligt sind. Bei Widmark ist die sprachautonome Veränderung impliziert, die im Rahmen eines konstruktivistischen Modells zu kritisieren ist.

---

202 WIDMARK: 1979.

203 DAVIDSON: 1990.

Himanen<sup>204</sup> ist die bisher umfangreichste Studie zur Frage der Gender-spezifizierung personaler Appellation im heutigen Schwedisch und nimmt damit in der thematisch auf dieses Thema fokussierten Forschung einen außerordentlichen Platz ein. Es ist die erste Monografie, die sich ausschließlich diesem Thema widmet, was auch bedeutet, dass ihre Untersuchungen umfangreicher und differenzierter als die bisheriger Studien zum Thema sind. Sie beginnt ihre Studie mit einem Überblick über die ›gendergebundenen‹ Distinktionen der festlandskandinavischen Sprachen und bespricht unter diesem Punkt zunächst Substantive. In ihrer Darstellung bezieht sie sich auf Andersson<sup>205</sup>, dessen Genusystematik und Prinzipien der Genderdifferenzierung sie übernimmt. Wie auch bei Andersson<sup>206</sup> findet sich auch bei ihr eine Vermischung der Begrifflichkeiten zwischen Genus und Gender, die zu einer Unklarheit der Abgrenzung zwischen den beiden Kategorien führen, wie sie auch im vorangegangenen Unterkapitel für die einschlägige Forschungsliteratur festgestellt worden ist. Das folgende Zitat kann dies exemplarisch verdeutlichen: »Man kan därför enligt Andersson (1979: 40) säga att maskulinum är omarkerat, medan femininum är ett markerat kön i förhållande till maskulinum.«<sup>207</sup> Auch wenn Himanen die Aussage Anderssons kritisch beurteilt, in der dieser von der Markiertheit des Femininums ausgeht,<sup>208</sup> übernimmt sie seine Vermischung der Gender- und Genusbegrifflichkeiten, die in eins gesetzt werden: Während *maskulinum* und *femininum* sich terminologisch eigentlich auf Genus beziehen, verwendet Himanen diese hier attributiv auf *kön*. Diese Vermischung der Terminologie findet sich an zahlreichen weiteren Stellen in Himanen.<sup>209</sup> In ihnen wird eine Gleichsetzung von Genus und Gender impliziert, die eine analytische Trennung dieser beiden Bezugsebenen schwierig macht. Himanen baut in ihrer Studie auf die zuvor diskutierte Tradition fachwissenschaftlicher linguis-

---

204 HIMANEN: 1990.

205 ANDERSSON: 1980.

206 Vgl. auch ANDERSSON, E.: 2000 weiter oben.

207 HIMANEN: 1990; 23. Gemeint ist im Zitat ANDERSSON: 1980.

208 Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a, Kapitel 2, für eine Kritik an Ansätzen der Merkmalstheorie.

209 Vgl. HIMANEN: 1990, 65: »Om det är fråga om individens genus byts ändelsen *-man* gärna ut mot *-kvinna*«. Sie verwendet hier die Begrifflichkeit für grammatikalischen Genus mit Bezug auf eine Kategorisierung von Personen – die Verwendung von *genus* im Sinne von sozialem Geschlecht ist erst danach in den schwedischen Sprachraum eingeführt worden und bei ihr auch nicht intendiert.

tischer Forschungen auf, die Genus zum Ausgangspunkt der Betrachtung genommen haben und die die Systematisierung, die sie für Genus in Bezug auf personale Appellationsformen festgestellt haben, auf Genderkategorisierungen in einem Verhältnis von 1:1 übertragen haben. Sie differenziert zwischen sprachinternen und -externen Faktoren, die für sprachliche Veränderungen ausschlaggebend seien und bei ihr klar differenziert werden können, wodurch sich die Vorstellung einer sprachlichen und unabhängigen Eigendynamik reproduziert. In Übereinstimmung mit der Übernahme dieser strukturalistischen Sprachvorstellung macht sie an mehreren Stellen ihrer Ausführung explizit, dass sie in sprachlichen Veränderungen gesellschaftliche Veränderungen widerspiegelt sieht. So wird ebenfalls zwischen Sprache und sozialer Wirklichkeit differenziert, welches mit strukturalistisch geprägten Sprachvorstellungen konform geht.

Die Frage, was Himanen unter Gender versteht und folglich unter Genderspezifizierung und -neutralisierung wird an keiner Stelle ausgeführt, sondern geht als selbsterklärende Voraussetzung in ihre Studie ein. So sieht Himanen die Genderneutralität personaler Appellationsformen als unhinterfragtes Faktum gegeben, wenn sie konstatiert, »[i] modern svenska strävar man efter att använda könsneutrala yrkes-beteckningar; ordet *lära* har t. ex. officiellt utbytt mot *lära*«. <sup>210</sup> Eine bestimmte Vorstellung von Genderneutralität unterliegt der Feststellung und stellt sich in der Darstellung machtvoll wieder her. Genausowenig wird deutlich, was sie meint, wenn sie feststellt: »Ofta har orden generell syftning så att de antingen kan inkludera eller utesluta kvinnor«. <sup>211</sup> Wenn Formen eine potentiell diskriminierend wirkende Unklarheit zum Ausdruck bringen, wie Himanen es hier feststellt, dann ist die Frage, was mit *generell syftning* gemeint ist. Es wirkt so, als würde sie konventionelle Wertungen übernehmen, die sie in ihrer eigenen, eigentlich kritischen Analyse nicht weiter hinterfragt und die sich so verfestigen. Sie stellt abschließend in ihrem einführenden Theorieteil fest, dass das Schwedische zusammen mit dem Norwegischen und Dänischen eine Tendenz zur Neutralisierung von personaler Appellation auf berufliche Tätigkeiten in Bezug auf Gender aufweise. Dass diese Neutralisierung auch in ihrer Deutung eine Übernahme der vormals genderspezifizierend männlich appellierenden Formen darstellt, thematisiert und reflektiert sie nicht

---

<sup>210</sup> Ebd., 24.

<sup>211</sup> Ebd., 61.

weiter. Implizit wird von ihr unter ›Neutralisierung‹ die Verwendung nur einer personalen Appellationsform, unabhängig von der Genderwahrnehmung der appellierten Person, verstanden. Dass die von ihr angenommene Genderneutralisierung mit einer männlichen Genderspezifizierung zusammenfällt, wird an zahlreichen ihrer einzelnen empirischen Auswertungen zwar deutlich, von ihr selbst jedoch nicht kritisch hinterfragt. Auch hier hält sie jeweils an der Annahme fest, dass die Formen genderneutral seien. Damit widerspricht sie teilweise ihren eigenen Ergebnissen, wenn sie beispielsweise feststellt, dass die Komposita auf *-man* entweder genderspezifizierend männlich oder genderunspezifizierend referieren. Auch an diesem Punkt reflektiert sie die Homonymie dieser Appellationspraktiken nicht weiter.<sup>212</sup> Welche Konzeptualisierung einer so angenommenen Neutralisierung zu Grunde liegt, d. h., worin die (Gender)Neutralität liegt, bleibt unangesprochen. Himanen übernimmt an diesem Punkt eine Argumentation von Riber Pedersen,<sup>213</sup> in der diese die Notwendigkeit einer Genderspezifizierung bei personaler Appellation an der Funktion, die mit der Form zum Ausdruck kommt, festmacht. So stellt Riber Pedersen für das Dänische fest, dass Gender in personaler Appellation expliziert würde, wenn dieses für die Funktion, die durch die Appellationsform zum Ausdruck kommt, wichtig sei. Welche Formen eine gegenderte Funktion zugesprochen bekommen bzw. bei welcher personalen Appellation Gender als ein Teil der Funktionsbestimmung ausgemacht wird und bei welcher nicht, wird nicht weiter ausgeführt, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt und fließt so als Präsupposition in die Argumentation mit ein. Es werden stereotype Vorstellungen von sowohl Weiblich- und Männlichkeit reproduziert und weiter verfestigt als auch eine heteronormative Deutungsgrundlage nicht in Frage gestellt.<sup>214</sup> Die Frage der Genderspezifizierung ist zusätzlich grundsätzlich auf die Frage von Suffigierungen bezogen, durch die eine intendierte

---

<sup>212</sup> Vgl. ebd., 60. In der empirischen Analyse zu personalen Appellationsformen auf *-man* in HORNSCHEIDT: 2006a wird zudem auch deutlich, dass die nicht genderspezifizierende Appellation mit den Komposita auf *-man* in weniger als der Hälfte der Fälle gegenüber der genderspezifizierend männlichen Appellation vorkommt, so dass auch quantitativ auf der Grundlage ihrer Erhebung nur schwerlich von einer Genderneutralität der Referenz ausgegangen werden kann.

<sup>213</sup> PEDERSEN: 1975.

<sup>214</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang insbesondere die Analyse zu den Formen *älskare/älskarinna* und *väninna/vän* in HORNSCHEIDT: 2006a.

weibliche Genderspezifizierung zum Ausdruck kommt. Gender wird mit Weiblichkeit gleichgesetzt, Männlichkeit wird als die genderlose Norm bestätigt und reproduziert – eine Feststellung, die auch für die traditionelle Literatur mit Genus als Ausgangspunkt festgestellt werden konnte. Nur an wenigen Stellen macht Himanen deutlich, dass sowohl genderspezifizierend weiblich appellierende als auch genderspezifizierend männlich appellierende Suffigierungen als Additionen zu einem gemeinsamen Stamm interpretiert werden könnten. In der Art ihrer Darstellung wird der Eindruck bestätigt und verstärkt, dass die genderspezifizierend weiblich appellierenden Formen Ableitungen zu den vorgängigen und sowohl genderunspezifizierend als auch genderspezifizierend männlich appellierenden Formen seien. Die Norm der Genderneutralität einer genderspezifizierend männlichen Norm wird in ihren Analysen und in ihren Interpretationen auf mehrfache Weise reproduziert und bestätigt.

Att bruket av sammansättningar med *-man* med syftning på kvinnor ökat något i tidningstexter från 1960-talet till 1970-talet beror sannolikt på utomspråkliga faktorer, nämligen att kvinnor har blivit mera verksamma också inom yrkesområden med beteckningar på *-man*, dvs. ofta högstatusyrken (t.ex. *riksdagsman*, *ombudsman*, *styresman*).<sup>215</sup>

Dass der höhere Status hier mit männlichen Konnotationen bzw. einer männlichen Norm zusammenfällt, wird von Himanen nicht weiter reflektiert, sondern stattdessen in den entsprechenden Fällen die Schlussfolgerung abgeleitet, dass es sich um genderneutrale Appellation handelt.

An einigen Stellen wird die Bezugnahme auf Gender als eine biologische Kategorie explizit gemacht und zugleich als Begründung für beispielsweise genderdifferenzierende personale Appellationspraktiken herangezogen. »*Sångerska* är för övrigt en beteckning som inte kan bytas ut mot *sångare* när det är fråga om en kvinna som sjunger. Detta kunde tolkas biologiskt med hänvisning till att det finns manliga och kvinnliga röster«.<sup>216</sup> Eine wahrgenommene Genderdifferenz wird hier als natürlicher Unterschied proklamiert und dies als Begründung dafür benutzt, zwischen genderspezifizierend weiblicher und männlicher personaler Appellation begrifflich zu differenzieren.

Himanen analysiert schwedische Tageszeitungen aus den Jahren 1965 und 1976 und benutzt dazu das auch in den Kapiteln 5 und 6 für diesen

---

<sup>215</sup> HIMANEN: 1990: 61.

<sup>216</sup> Ebd., 40.

Zeitraum herangezogene Sprachdatenmaterial.<sup>217</sup> Hinzu nimmt sie Stellenanzeigen von 1965 und 1984 von jeweils drei Tagen der 20. Woche. Schwerpunkt ihrer Analyse sind morphosemantisch zum Ausdruck gebrachte weibliche Genderspezifizierungen in den personalen Appellationsformen, die sie in Anlehnung an Söderbergh<sup>218</sup> kategorisiert. Daneben analysiert sie Vorkommen des Personalpronomens *han* in generalisierender Bedeutung in den Tageszeitungskorpora von 1965 und 1976.<sup>219</sup>

Neben der Analyse des Tageszeitungsmaterials, der Verwendung von personalen Appellationsformen im schriftsprachlichen öffentlichen Diskurs, hat Himanen eine Fragebogenuntersuchung durchgeführt, in der sie ihre Informant\_innen bittet, Auskunft darüber zu geben, welche konkreten Formen sie zur genderneutralen und zur genderspezifizierenden Appellation verwenden und was sie als sprachliche Gleichstellung ansehen. Fragebogenuntersuchungen zur Information über den Sprachgebrauch von Individuen erklärt sie zwar selbst als problematisch, zieht aber trotzdem weitergehende Schlüsse daraus. »För det första underskattar informanterna graden av variation i sitt eget sätt att använda språket och för det andra överrapporterar många informanter inslaget av den variant de förknippar med normenligt tal i sin grupp«. <sup>220</sup> Darüber hinaus spielt auch der Versuch, den Erwartungen der forschenden Person Genüge zu tragen, in der Art der Antworten eine entscheidende Rolle. Das bedeutet nicht, dass Fragebogenuntersuchungen per se unmöglich seien, um Erkenntnisse über den Sprachgebrauch von Individuen zu erlangen. Jedoch muss die Forschungsfrage darauf abzielen, von den Informant\_innen zu erfahren, welche Argumentationen Teil ihres bei entsprechenden Fragen verhandelten Wissens sind und in welchen Kontexten und Situationen sie einen bestimmten Sprachgebrauch gegenüber einem anderen favorisieren. Dazu müssten entsprechende Fragebögen nach Kontexten und Zielgruppen ausdifferenziert formuliert sein. Dies ist bei Himanens Untersuchung nicht der Fall, sondern stattdessen setzt sie die Antworten zu den Fragen ihres Fragebogens mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch gleich.

---

<sup>217</sup> Vgl. die Korpusvorstellung in Kapitel 5.1 hierzu.

<sup>218</sup> SÖDERBERGH: 1971.

<sup>219</sup> Einzelne von Himanens Ergebnissen werden im empirischen Teil von HORNSCHIEDT: 2006a angeführt und mit den dort wiedergegebenen Untersuchungen verglichen.

<sup>220</sup> HIMANEN: 1990, 96–97.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Himanens Untersuchung einem strukturalistischen Sprachmodell verpflichtet ist und sie Gender als eine natürliche, sprachlich vorgängige Kategorisierung ansieht. Dies führt zu einem Konzept von Diskriminierung, welches in Sprachformen verortet gesehen werden kann und sich bei Himanen manifestiert, wenn es zu einer asymmetrischen Benennungspraxis kommt, wenn Sprachformen nicht in symmetrischen Oppositionspaaren in Bezug auf eine Genderspezifizierung angeordnet sind. Die Genderneutralität einzelner Formen stellt sie dagegen nicht zur Debatte, sondern sieht sie automatisch gegeben, wenn eine sprachliche Alternativbenennung ausbleibt. Damit wird bei ihr eine mögliche Ebene einer Analyse beispielsweise prototypischer Vorstellungen außer Acht gelassen.

Hultman<sup>221</sup> hat in einer empirischen Studie untersucht, wie Schüler\_innen eine Appellation auf Kinder mit Hilfe pronominaler Formen im Singular im schriftlichen Sprachgebrauch durchführen. Die Studie ist auf dem Hintergrund einer Frage zur Genus-Kongruenz zwischen Substantiven und Pronomina entstanden, das heißt pronominale Formen werden als wiederaufnehmende anaphorische Formen, die sich auf ein vorangegangenes Substantiv oder eine Nominalphrase beziehen, im Fall der hier besprochenen Studie auf die Form *barn*, analysiert. Die Untersuchung fokussiert Aspekte der oben angesprochenen grammatischen Genusdiskussion zum Schwedischen, in der die Frage gestellt wird, ob für das Schwedische ein oder zwei verschiedene Genussysteme angesetzt werden müssen und können. Hultman unterscheidet zu diesem Zweck zwischen einem so genannten semantischen Genus, welches er mit Sexus korrelierend ansieht, und einem grammatischen Genus. Damit schließen sich die Ausführungen an die traditionelle schwedische Genus-Gender-Debatte an.<sup>222</sup> So spricht Hultman an mehreren Stellen von der möglichen oder notwendigen Übereinstimmung zwischen natürlichem ›Sexus‹ und grammatischem Genus. Eine wichtige konzeptuelle Unterscheidung gegenüber anderen Untersuchungen findet sich in der Definition von ›Sexus‹ als das wirkliche oder zugeschriebene Gender einer Person, womit die Annahme einer Natürlichkeit von Gender an dieser Stelle modifiziert ist. Nachfolgend ist trotzdem weiterhin ausschließlich von natürlichem ›Sexus‹ die Rede, und der Eindruck der Konzeptualisierung einer entsprechenden

---

221 HULTMAN: 1992.

222 Vgl. das vorangegangene Unterkapitel.

Natürlichkeit verfestigt sich im Laufe des Artikels immer mehr. Ein anderer Punkt, in der diese Studie von anderen in signifikanter Weise abweicht, ist in der Perspektive auf die Frage der genderneutralen pronominalen Appellation. Hultman spricht davon, dass dem Schwedischen eine entsprechende pronominal Form fehle:

Det är det som vållas av att svenskan saknar ett personligt pronomen som betecknar ›animatum oavsett kön‹, ›han eller hon‹. Denna lucka i systemet aktualiseras varje gång ett substantiv – utrum eller neutrum – används i singularis antingen generiskt med syftning på (varje individ för sig i) en hel grupp personer där både kvinnor och män ingår eller om en individ vars kön man inte kan eller vill specificera.<sup>223</sup>

Auch hier wird ein vorgängiges Sprachsystem angenommen, das in der Frage seiner Weltentsprechung in Hultmans Auffassung Lücken aufweist, wenn Sprache als System ›Welt‹ als Außersprachliches nicht adäquat abzubilden vermag. Die Studie geht implizit wie explizit durch die Frage der Genus-Kongruenz davon aus, dass Genus und Gender in irgendeiner Form korrelieren können, was bedeutet, dass beide Kategoriensysteme in einem semantischen Verhältnis zueinander stehen können. Durch diese Vorannahme wird gleichzeitig die Frage nach der Konstitution der Kategorie Gender zu einer voraussetzenden, die entsprechend nicht weiter hinterfragt wird. Es wird eine Alternative zwischen semantischer und grammatischer Kongruenz, die entsprechend dem Genusmodell als zwei unterschiedliche Ebenen betrachtet werden, beschrieben. Diese Annahme wird durch die Formulierung des Erkenntnisinteresses zugleich noch mal verstärkt und weniger hinterfragbar gemacht. Kongruenz wird als ein grammatisches Phänomen diskutiert und eine Nicht-Übereinstimmung im grammatischen Genus zwischen den wiederaufnehmenden Formen und der vorangegangenen Nominalphrase wird in Konsequenz als inkongruent bezeichnet. Durch diese Form der Betrachtungsweise wird nicht nur klar zwischen Semantik und Grammatik getrennt, sondern der Grammatik auch eine gewisse Priorität eingeräumt, die sich hier in der Verwendung einer Terminologie niederschlägt, die ausschließlich auf die grammatische Frage beschränkt bleibt.

Hultman bespricht Darstellungen von Teleman von 1969 und 1987 sowie von Andersson von 1980 und grenzt sich an einigen Punkten von diesen ab oder versucht die Ansätze für das eigene Projekt zu modifizie-

---

<sup>223</sup> HULTMAN: 1992, 106.

ren. Den von Telemann<sup>224</sup> besprochenen Fall der frequenten Verwendung von *hon* als pronominale Wiederaufnahme zu *sjuusköterska* ergänzt Hultman um den Fall *förskollärare ... hon*, um aufzuzeigen, dass nicht das Gender anzeigende Suffix *-ska* im Falle von *sjuusköterska* für diese Wiederaufnahme verantwortlich gemacht werden kann. Auch Hultman macht aber daraus keine Diskussion um die Ebenen des sozialen Genders und stereotyper Genderzuschreibungen, die zu einer Ausdifferenzierung des auch von ihm verwendeten Natürlichkeitsansatzes zu Gender hätten führen können und folglich einer Tendenz, dass Gender mit weiblich in eins gesetzt wird, hätte entgegenwirken können.

Siivonen<sup>225</sup> untersucht die Sprache von schriftlichen Massenmedien auf ihre Genderdarstellung. Sie führt zunächst eine quantitative Erhebung durch, für die sie sich auf 26 Artikel der schwedischsprachigen finnischen Tageszeitung *Hufvudstadsbladet* und 34 Artikel aus der schwedischsprachigen finnischen Tageszeitung *Västra Nyland* vom August 1990 bezieht. Ihre Ausgangsfrage ist, wie jeweils in den einzelnen Artikeln eine genderspezifische Appellation realisiert wird. Daran anschließend führt sie eine qualitative Analyse einzelner Tageszeitungsartikel durch. In zwei Kapiteln führt sie dabei in die Frage des Sexismus in der Sprache ein, welches für die hier vorgenommene Analyse von besonderer Relevanz ist.<sup>226</sup> Siivonen verortet ihre Sprachansicht in einem Modell sprachlicher Relativität und sieht die Sprache als ein Weltbild oder als die Grenzen eines möglichen Weltbildes an. Mit dieser Auffassung unterscheidet sie sich zunächst grundlegend von den zuvor diskutierten Studien. Gleichzeitig aber konstatiert sie, dass Sprache Kultur widerspiegelt, aber dass diese Relation auch in umgekehrter Richtung existiert und dass dadurch Sprache das Alltagsdenken beeinflusst. Aus den von ihr angewendeten Beispielen kann geschlossen werden, dass Siivonen unter Sprache die Möglichkeiten zur personalen Appellation, die innerhalb einer bestimmten Standardsprache zur Verfügung stehen, versteht. Sie kontrastiert ihre Ausführungen jeweils mit sprachpflegerischen Ansichten von vor allem Mikael Reuter und weist so auf Inkonsistenzen zwischen den sprachpflegerischen Auffassungen und dem von ihr gefundenen Sprach-

---

224 TELEMANN: 1987.

225 SIIVONEN: 1994.

226 Vgl. ebd., Kapitel 3 mit der Überschrift »Sexism i språket« sowie Kapitel 4 mit der Überschrift »Könet i språket och i språkbruket«.

gebrauch in schriftsprachlichen Medien hin. Ohne dies an allen Stellen ausreichend explizit zu machen, vertritt sie einen Ansatz, der kritisch gegenüber traditioneller Sprachpflege als auch gegenüber verschiedenen Sprachveränderungsstrategien ist. Auch bei ihr bleibt Gender eine vorgängige Kategorie, die auch aus dem theoretisch formulierten Anspruch die wechselseitige Bedingtheit von Sprache und Kultur untersuchen zu wollen, herausfällt.

Holmberg<sup>227</sup> untersucht anhand des Tageszeitungskorpus aus *språkbanken*, auf welches sich auch Himanen gestützt hat, genderspezifizierend weiblich appellierende Tätigkeitsbezeichnungen, die er morphologisch definiert. Er konzentriert sich auf eine Untersuchung von Suffixen, die er als feminin benennt. Das den Suffixen *-inna* und *-ska* gegenübergestellte Suffix *-are* bezeichnet er in diesem Zusammenhang als neutral oder maskulin. Hier zeigt sich bereits in den Voraussetzungen seiner Studie eine gewisse terminologische Unbestimmtheit, in der es zu einer Vermischung zwischen grammatischer Genus- und Genderkategorisierung kommt. Zugleich zeigt die Doppelbenennung von neutral oder maskulin die nicht weiter reflektierte Ineinssetzung von Männlichkeit mit Menschlichkeit. Holmberg diskutiert ausgehend von seinem Material die Frage, wie es sein kann, dass es heute noch genderspezifizierende Appellationsformen gibt und schlägt hierfür drei verschiedene Erklärungen vor. Diese sind jeweils auf eine Erklärung der genderspezifizierend weiblich appellierenden Formen beschränkt, womit die genderspezifizierend männlich appellierenden zugleich zu den neutralen gemacht werden und darüber hinaus der Schritt von der männlichen Genderspezifizierung zur Genderneutralität nicht hinterfragt wird, sondern als klar und gegeben reproduziert und weiter verfestigt wird. Sein erster Erklärungsansatz ist der Mangel an neutralen Alternativen, die er in den Fällen gegeben sieht, in der die genderspezifizierend männlich appellierende Form eine andere Tätigkeit bezeichnet (*kassör*), einen niedrigeren Status hat (*sjuuskötare*) oder es keine symmetrisch benennende Alternative gibt (*barmorska*). Dass man von einem Ansatz ausgehen könnte, in dem auch die genderspezifizierend männlich appellierenden, suffigierten Formen als Mangel an neutralen Alternativen verstanden werden, findet sich bei ihm nicht. Stattdessen verfestigt seine Darstellung und Diskussion die Annahme der Neutralität der genderspezifizierend männlich appellierenden,

---

227 HOLMBERG: 1995.

suffigierten Formen, indem diese als die einzige oder primäre Möglichkeit einer genderunspezifizierenden Benennungspraxis angesehen werden. Zugleich wird bei dem von ihm angeführten, diesbezüglichen Beispielen eine Ansicht verfestigt, dass personale Appellation feststehend ist und keine neuen Bildungen möglich seien. Möglichkeiten sprachlicher Innovation und Kreativität sieht er als nicht gegeben.

Sein zweiter Erklärungsansatz sieht genderspezifizierend weiblich appellierende Suffigierungen als dann erhalten an, wenn sie spezifisch weibliche Qualitäten zum Ausdruck bringen, wie bei den Formen *sångerska* und *skådespelerska*. Auch hier ist sein Augenmerk wiederum auf genderspezifizierend weibliche Appellationen gerichtet. Dass zugleich auch genderspezifizierend männliche Appellationen vorhanden sind, die dann entsprechend auch spezifisch männliche Qualitäten zum Ausdruck bringen müssten, bleibt bei Holmberg unbeachtet und in seiner Darstellung unsichtbar, wodurch sich eine implizierte Norm des Männlichen als Allgemeinmenschlichen weiter verfestigt. Weiblichkeit wird als Ausnahme zum menschlichen Normalfall, der mit Männlichkeit identisch ist, in seiner Analyse hergestellt. Die Konstruktion von bestimmten Qualitäten als weiblich ist nicht vorhanden, Holmberg verbleibt mit seine Erklärungsansatz in einer Annahme der Natürlichkeit von Gender, die sich in entsprechenden gegenderten Qualitäten in Bezug auf Weiblichkeit niederschlägt.

Die dritte Erklärung bei Holmberg sieht genderspezifizierend weiblich appellierende Formen dann als besonders häufig anzutreffen an, wenn es sich um historisierende, exotische oder fiktive Kontexte handelt. Wenngleich seine Bezeichnung ›exotisch‹ irreführend ist, da es sich hier um eine Bezugnahme auf geografische Räume jenseits des europäischen Nordens handelt, besitzt dieser Ansatz eine relativ hohe Plausibilität im Rahmen des in der vorliegenden Studie entwickelten Modells, da auf seiner Grundlage die Reproduktion eines Autostereotyps einer gleichgestellten schwedischen Gesellschaft, erklärt werden könnte, welche sich u. a. auch in einer divergierenden Benennung in Bezug auf andere geografische Räume ausdrückt.<sup>228</sup>

---

228 Diese Interpretation ist nicht bei Holmberg selbst zu finden, sondern wird in der vorliegenden Untersuchung aus Holmbergs Darstellung heraus und vor dem Hintergrund eines konstruktivistischen Modells entwickelt.

Auffallend ist zusammenfassend die Diversität von Holmbergs Erklärungen. So könnte die letztgenannte theoretisch auf alle personalen Appellationsformen angewendet werden, womit seine Erklärung der genderspezifizierenden Verwendung von *sjuusköterska* nicht plausibel erklärt werden könnte. Hier auf einen formalen und vorgeblich statischen Erklärungsansatz auszuweichen, erscheint wenig überzeugend. In Hornscheidt<sup>229</sup> wird gezeigt, dass der Gebrauch der Form *sjuusköterska* mit bestimmten Weiblichkeitsvorstellungen einhergeht. Zudem wird an der konkreten Verwendung der Form in Tageszeitungen aufgezeigt, inwiefern die frequente Verwendung derselben als Appellation auf Männer nicht belegt werden kann.

Kram untersucht die Einträge zu *kvinna* und *man* in *Norstedts Svenska Ordbok* von 1992 und *Svensk handordbok* von 1993. Ihrer Untersuchung liegt eine konstruktivistische Annahme zu Grunde, womit sie sich von den meisten anderen Untersuchungen zu Gender und Sprache zum Schwedischen abhebt.

Vårt språk påverkar våra associationer och attityder, eftersom varje användningstillfälle både återskapar och befäster ett ords betydelse. Språket hjälper oss att strukturera vår omgivning på samma gång som det i hög grad begränsar våra vardagliga, något inrutade, uttrycksmöjligheter. Samtidigt är språket arbiträrt: ordens betydelser är konventionaliserade överenskommelser vi i just den här kulturen har träffat för att kunna meddela oss med och förstå varandra.<sup>230</sup>

Gleichzeitig sieht Kram die treibende Kraft für Veränderungen sprachlicher Bedeutungen in sozialen Veränderungen liegen, die sie als außerhalb von Sprache verortet, so dass diese bei ihr letztendlich auch nur Reflex bzw. Reaktion auf ›außersprachliche‹ Veränderungen sind. Dadurch kann sie ein Wertmodell vertreten, in dem die sprachlichen Benennungen und die Wörterbuchdefinitionen nicht mit einer – aus dieser Sicht weiterentwickelten – gesellschaftlichen Realität übereinstimmen. So sieht sie sprachliche Benennungen folglich als Ausdruck einer Wechselbeziehung zwischen Konservierung älterer Werte und Vorstellungen auf der einen Seite und ›realer‹ neuerer gesellschaftlicher Entwicklungen auf der anderen Seite. Das Autostereotyp einer gleichgestellten schwedischen Gesellschaft findet sich bei ihr genauso wie das entsprechende Heteroste-

229 HORNSCHEIDT: 2006a.

230 KRAM: 1998, 160–161.

reotyp bei beispielsweise Nübling<sup>231</sup> wieder.<sup>232</sup> In Relation zu den übrigen, in diesem Unterkapitel diskutierten Studien können Kram und Svahn<sup>233</sup> als am weitesten in eine konstruktivistische Richtung gehend angesehen werden. Dies besitzt eine gewisse Logik, da beide Studien ausgehend von einem bestimmten Genre oder Medium Genderkonstruktionen betrachtet und die Annahme eines jenseits dieses stehenden Sprachsystems bei ihnen unangetastet bleiben kann. Die Frage der Konstruktion ist jeweils auf das Medium bezogen, nicht auf ›Sprache an sich‹.<sup>234</sup>

Jobin<sup>235</sup> beschäftigt sich in einer Pilotstudie mit der Verwendung von Genus zur – in ihren Worten – Sexusspezifizierung in einem deutsch-schwedischen Vergleich anhand von Tageszeitungen. Sie sieht Genus als eine sprachliche Kategorie an, an der die Frage, was an der Sprache rein strukturell und was außersprachlich bedingt ist, zu klären ist. Sie geht entsprechend davon aus, dass zwischen inner- und außersprachlichen Bedingungen für Genuskategorisierung unterschieden werden kann, wobei sie die innersprachlichen Faktoren als ›strukturell‹ charakterisiert. Ihr Ansatz ist vom Grundsatz her einem strukturalistischen Sprach- und Wirklichkeitsverständnis verpflichtet, in dem zwischen Sprache und außersprachlicher Wirklichkeit unterschieden werden kann und Sprache seinerseits als systemhaft aufgefasst wird. Um die Mehrdeutigkeit und Problematik des Begriffs Sexus zu vermeiden, wie er ansonsten in der einschlägigen deutschsprachigen linguistischen Literatur nahezu durchgängig unreflektiert benutzt wird<sup>236</sup>, verwendet Jobin stattdessen den Begriff ›referentielles Geschlecht‹. Sie will mit dieser Umformulierung die Perspektive auf den jeweiligen und aktuellen Gebrauch von personalen Appellationsformen richten und wendet sich explizit gegen eine Annahme einer kontextunabhängigen Bedeutung der entsprechenden Formen. Sie verfolgt einen pragmatischen Ansatz, in dem jedoch auch weiterhin zwischen der referierenden Sprache und der referierten Wirklichkeit unterschieden wird, so dass dieser als komplementär-pragmatisch cha-

---

231 NÜBLING: 2000.

232 Vgl. weiter unten.

233 SVAHN: 1999. Vgl. weiter unten.

234 Vgl. auch KOCH: 1995 als eine weitere Wörterbuchanalyse, die gegenüber KRAM: 1998 und SVAHN: 1999 jedoch eher anekdotisch ist und weder theoretisch noch methodisch vergleichbar erscheint.

235 JOBIN: 1998 und JOBIN: 2006.

236 Vgl. HORNSCHIEDT: 1998b.

rakterisiert werden kann und letztendlich in einem strukturalistischen Modell verhaftet bleibt, was letztendlich auch in der Begrifflichkeit der Referenz zum Ausdruck kommt. Anstelle des traditionellen Genusbegriffs schlägt sie eine neue Terminologie vor (morphosyntaktisches Geschlecht), mit dem sie zugleich den Fokus von dem Substantiv alleine weg richten will, um zusätzlich die syntaktischen Kongruenzbeziehungen stärker mit berücksichtigen zu können. Es findet sich in dem Artikel und auch im Buch eine Reflexivität der Begrifflichkeiten, die ansonsten in der einschlägigen Forschung nur höchst selten anzutreffen ist. In beiden nimmt sie wichtige Modifikationen vor, wenngleich die Wahl der Begrifflichkeiten durch die Homonymie von ›Geschlecht‹ als wenig glücklich erachtet wird. Darüber hinausgehend unterlässt Jobin eine notwendige weitere Ausformulierung dazu, was unter Kongruenzbeziehungen verstanden wird. In ihrer Auswertung geht sie von einer möglichen Gleichheit von morphosyntaktischem und referentielltem Geschlecht aus, so dass sie hier, terminologisch bereits angelegt, die Gleichsetzung dieser beiden Ebenen wiederum auch unkritisch vollzieht und die in der Linguistik verbreitete Auffassung eines ›natürlichen‹ Zusammenhangs zwischen Gender und Genus in ihren Vorannahmen bereits reproduziert und weiter verstärkt. Auch in ihren weiteren terminologischen Begrifflichkeiten trennt sie nicht klar zwischen Genus und Gender, wenn sie beispielsweise die personale Appellationsform *brandman* den lexeminhärenten Maskulina zurechnet. Da schwedische Substantive in einem traditionellen Genusmodell, welches Jobin ansonsten nachvollzieht, nur Genus utrum oder neutrum unterscheiden, ist nicht klar, worauf sie sich mit dieser Begrifflichkeit bezieht oder ob sie hier nicht die unklare Trennung zwischen Genus und Gender auch terminologisch wieder aufnimmt und verfestigt. In ihrer Schlussbemerkung sieht Jobin die Möglichkeit, dass ein Rückgang von Movierungen im Schwedischen auch zu einer stärkeren männlichen Norm des Allgemeinmenschlichen führen könnte gar nicht als Möglichkeit gegeben, sondern kontrastiert eine Neutralisierung im Schwedischen, die die Maskulinität abschwächen könnte, mit einer Spezifizierung im Deutschen, die zu einer Disambiguierung Maskulinformen als genderunspezifisierende Appellation führen könne. Die in dieser Auffassung implizierten Annahmen dazu, was unter Genderunspezifisierung zu fassen ist und welche konzeptuellen Konsequenzen eine genderspezifisierend männliche Form in genderunspezifisierender Verwendung haben kann, bleiben bei ihr unberücksichtigt. Die Studien sind

ein Beispiel für einen Versuch einer terminologischen Trennung, welche jedoch so wenig konsequent durchgeführt wird, dass sie letztendlich wieder zu neuen Vermischungen zwischen Gender und Genus führen.

Svahn<sup>237</sup> ist neben Kram eine der wenigen Studien, die die Frage der Konstruktion von Gender zumindest implizit aus poststrukturalistischer Debatte übernimmt und auf ein bestimmtes Feld personaler Appellation anwendet. Dass es gerade diese beiden Studien sind, die eine konstruktivistische Grundsicht aufweisen, lässt sich aus der Formulierung des Erkenntnisinteresses nachvollziehen, indem jeweils bestimmte Diskurse auf ihre Herstellung einer Genderspezifizierung hin befragt werden, wohingegen die meisten Studien, die sich sprachsystematisch mit Personenreferenz befassen, den Anspruch erheben, vom konkreten Sprachgebrauch losgelöst zu mehr oder minder allgemeingültigen Aussagen zu gelangen. Wie bereits deutlich wurde, werden auch diese Studien selbst im Kontext meiner eigenen Untersuchung als bestimmte Diskurse verstanden und in ihren Implikationen hinsichtlich ihrer Sprachsicht hinterfragt, wodurch ihr Status, zu allgemeingültigen, diskursübergreifenden Regeln zu gelangen, zur Debatte steht.

Svahn behandelt die Frage der Konstruktion von Gender ausgehend von Schimpfwörtern (*skällsord*), die sie in einem Vergleich über drei verschiedene Zeiträume untersucht. Ihr Interesse liegt nicht generell auf Schimpfwörtern, sondern speziell auf der Frage der mit ihnen vollzogenen Genderspezifizierung. Schimpfwörter sieht sie als wichtige Indizien und auch Instrumente der Herstellung von Genderstereotypen und gegenderten Bewertungen an.

På så vis kommer skällsorden att vara med och konstruera uppfattningar om vad kvinnor och män bör vara och göra. Att skala av de implicita föreställningarna som ingår i skällsordsförrådet kan kanske därför sägas vara ett försök till ett dekonstruerande av kön, och därmed vara del i en process som går ut på att avslöja och demaskera de många gånger ogripbara och emellanåt osynliga mönster som styr hur vi som individer socialiseras och könas i en kultur.<sup>238</sup>

Bei Svahn kommt als Erkenntnisinteresse die aktive Rolle, die Sprachgebrauch im Prozess der Gendersozialisation haben kann, zum Ausdruck. Durch den zeitlichen Vergleich zwischen Mittelalter, Agrargesell-

---

237 SVAHN: 1999. Vgl. aber auch SVAHN: 1996; 1997; 1998, die alle in ihre Monografie von 1999 einfließen.

238 SVAHN: 1999, 14.

schaft und heutiger Zeit will sie feststellen, inwiefern sich Genderstereotype und gegenderte Wertvorstellungen verändert haben und welche dieser Vorstellungen eine lange Kontinuität besitzen. Das Vorhandensein von bestimmten Schimpfwörtern sieht sie als Indiz und Beleg für bestimmte Genderbilder zu einer bestimmten Zeit an. Sie zeigen herrschende Gendernormen, tragen gleichzeitig aber auch zu ihrer Durchsetzung bei. Während sie sich für die Zeit des Mittelalters auf norröne Literatur als Quelle stützt und für die Agrargesellschaft Dialektwörterbücher heranzieht, verwendet sie für die Untersuchung von gegenderten Schimpfwörtern in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts vor allem die Ergebnisse eines Fragebogens von über 100 Jugendlichen, in dem sie nach den ihnen bekannten und von ihnen verwendeten gegenderten Schimpfwörtern fragt. Da auch der Fokus dieser Untersuchung auf dem heutigen Schwedisch liegt, wird in der nachfolgenden Besprechung ihrer Studie diese letzte Phase ihrer Untersuchung zum Gegenstand der Betrachtung ihrer Konzeptualisierung von Sprache und Gender genommen. Durch den Fragebogen hat Svahn, ergänzt mit eigenen Beobachtungen in Medien und ihrem Alltag, eine Liste potentieller genderner Schimpfwörter erhalten, die sie sortiert nach den in ihnen zum Ausdruck gebrachten Charakteristika aufführt.<sup>239</sup> Da sie in ihrer Materialsammlung nach bekannten gegenderten Schimpfwörtern fragt, bleiben Aspekte der konkreten Anwendung und Kontextualisierung entsprechender Appellationsformen außerhalb ihrer Untersuchung. Svahn betont, dass es nicht Fokus ihrer Untersuchung sei zu sehen, wie und wann Schimpfwörter angewendet werden. Aus einer pragmatischen Perspektive muss gefragt werden, ob sich nicht gleichzeitig durch die Untersuchung stereotype Vorstellungen verstärken. Dies kann an zwei bestimmenden Konzeptualisierungen von sprachlicher Bedeutung und der Rolle und Relevanz von Sprache in einem gesellschaftlichen Zusammenhang aufgezeigt werden. Svahn verortet die Bedeutung von Appellationsformen in diesen selber. Dies wird an Stellen deutlich, wo sie von der Grundbedeutung von Wörtern spricht.<sup>240</sup> Darüber hinaus unterliegt ihrer Konzeptualisierung die Annahme einer potentiell möglichen Neutralität der genderten Appellation, die sie

---

239 Eine inhaltliche Würdigung ihrer Ergebnisse erfolgt in HORNSCHEIDT: 2006a. An dieser Stelle sollen hingegen Vorannahmen und Einschränkungen ihrer Vorgehensweise unter den zu Beginn des Kapitels formulierten Fragen diskutiert werden.

240 Vgl. SVAHN: 1999, 130.

wiederum auch an einzelnen Wortformen festmacht oder in diesen verortet. Dies zeigt sich zum Beispiel, wenn sie annimmt, dass »[...] flera av dem är eller var tidigare helt neutrala benämningar«<sup>241</sup>, »[ä]ven neutrala kvinnoord blir negativa om de används om män«<sup>242</sup> oder wenn sie fragt: »Hur ska man tolka det faktum att neutrala, liksom positiva ord kan användas som skällsord?«.<sup>243</sup> Die Kriterien, nach denen sie die Neutralität von Appellationsformen bemisst, bleiben implizit und reproduzieren auf diese Weise genauso genormte und normierende Vorstellungen wie die von ihr analysierten Schimpfwörter. So wird der eigene, nicht explizit gemachte Standpunkt an manchen Stellen zur Diskussion der divergierenden Einschätzungen der Jugendlichen herangezogen, ohne dass dadurch methodische Konsequenzen hinsichtlich der Ausdifferenzierung sozialer Gruppen abgeleitet würden. »Helt positivt i mina öron klingar *babe*, *baby* och *brallis*. Icke desto mindre har dessa uppgivits bland negativa ord för kvinna«.<sup>244</sup> Nur an sehr wenigen Stellen wird eine Ausdifferenzierung der Verwendung von Schimpfwörtern nach verschiedenen *communities of practice*<sup>245</sup> angedeutet, wenn beispielsweise das Wort *machoman* als Schimpfwort der Mittelklasse mit Verweis auf eine andere wissenschaftliche Quelle bezeichnet wird<sup>246</sup>, die Appellationsformen *gigolo*, *casanova* und *Don Juan* mit dem Verweis darauf, dass in ihnen »[...] den positiva synen på mäns sexualitet«<sup>247</sup> durchscheinen würde. Dabei erwähnt sie selbst die Notwendigkeit einer entsprechenden Ausdifferenzierung:

Uppgiftslämnarna har ombetts lista nedsättande/negativa ord för kvinnor respektive för män. Det innebär att ord som jag normalt skulle betrakta som neutrala ord (t. ex. *flicka*, *svärmor*, *feminist*, *gay* och *skinhead*) eller kanske t. o. m. positiva (som *brallis* och *tiotaggare*) här ses som nedsättande, då den som lämnat uppgiften ju uppenbarligen har ansett ordet vara negativt.<sup>248</sup>

---

241 Ebd.

242 Ebd., 137.

243 Ebd., 127.

244 Ebd.

245 Vgl. ECKERT u. MCCONNELL-GINET: 1992.

246 Vgl. SVAHN: 1999, 141.

247 Ebd., 143.

248 Ebd., III.

Die implizit von ihr eingenommene heteronormative Perspektive wird an den Punkten am deutlichsten, an denen sie Appellationsformen für Lesben und Schwule als gegenderte Schimpfwörter klassifiziert, ohne hier auch nur in einer Fußnote anzudeuten, dass ein entsprechende Verwendungsweise abhängig von den sozialen Gruppen, in denen diese benutzt werden, ist. Stattdessen wirkt ihre Darstellung, durch das Auslassen entsprechenden Anmerkungen, selbst auch wiederum heteronormativ verstärkend.<sup>249</sup> Unter diesem Aspekt ist ihre Studie symptomatisch für die den meisten neueren schwedischen Studien unterliegenden Vorannahmen, was die Konstitution von Gender und die Rolle von Sprache betrifft. Potentiell pejorisierend verwendete Formen werden losgelöst von ihren Gebrauchskontexten bewertet, wodurch sich die implizite Vorannahme eines bestimmten genormten Gebrauchskontextes, eines heterosexuellen Mittelschichtkontextes, als unhinterfragte Norm verstärkt. Auf der einen Seite sieht die Autorin es als nicht möglich an, Gebrauchskontexte zu differenzieren, auf der anderen Seite aber leistet sie Vorstellungen von semantischen Ursprungsmythen Vorschub, wenn sie beispielsweise anmerkt, dass bestimmte Appellationsformen auf Frauen nur von Männern geschaffen sein könnten.<sup>250</sup> Ein weiterer Punkt, der vor allem in Kapitel 6 wieder aufgenommen wird, ist die Frage des Veränderungspotentials, welches gerade in der pejorisierenden Verwendung von gegenderten Appellationsformen untersucht werden könnte. An einigen Stellen deutet Svahn darauf hin, dass die von ihr genderdichotom zugeordneten Formen nicht mehr so klar genderdichotom verwendet werden, beispielsweise »*Fitta* används även negativt om män«.<sup>251</sup> Das Potential, das besonders Jugendsprache in diesem Zusammenhang für die Aushandlung von Gendernormen und -vorstellungen besitzt, bleibt bei ihr weitgehend unbeachtet und undiskutiert. Die Aushandlung von Genderrollen und auch Sexualität spielt aber gerade in dem Alter der von ihr untersuchten 13- bis 16-jährigen eine herausragende Rolle. Die intensive Beschäftigung durch die Verwendung von gegenderten und sexualisierten Schimpfwörtern ist aus

---

249 So zum Beispiel im folgenden Zitat: »Såväl sexuell tillgänglighet som sexuell otillgänglighet verkar ogillas. Till denna egenskap har jag också fört orden för lesbiska kvinnor, som då de brukas om heterosexuella sannolikt ska kopplas till just sexualitet«, ebd., 120.

250 »Dessutom tycks det mig självklart att dessa ord är skapade av män«, ebd., 117. Sie untergräbt ihren eigenen Ansatz zur Konstruktion von Gender durch eine essentialisierende These zum Ursprung von Benennungen.

251 Ebd., 119.

dieser Perspektive nicht verwunderlich. Ob diese jedoch als symptomatisch für eine breitere Verwendung und für einen größeren gesellschaftlichen Konsens hinsichtlich der mit ihnen verfolgten Intentionen angesehen werden können, bleibt unberücksichtigt, obwohl Svahn 1999 zu Beginn ihrer Studie noch darauf hinweist, dass Schimpfwörter gerade in der Jugendsprache nicht unbedingt dieselbe emotionale Ladung haben müssen wie in übrigen gesellschaftlichen Diskursen, sondern hier auch zur Markierung von Gruppenzugehörigkeiten dienen können.<sup>252</sup> Teilweise ausgehend von den Formen, die Svahn bespricht, werden diese Aspekte in Kapitel 6 vertiefend behandelt. Was in Svahns Studie gegenüber älteren Studien zur Frage gegenderter Appellationsformen noch positiv anzumerken ist, ist die Konzeptualisierung sprachlicher Appellation als eine Form der Konstruktion von Gender in einem bestimmten gesellschaftlichen Zusammenhang. Die von ihr formulierten entsprechenden Vorannahmen werden hier auf Appellationsformen insgesamt übertragen und nicht nur für in konventionalisierter Vorstellung so genannte Schimpfwörter untersucht.<sup>253</sup>

Eine veränderte Fragestellung, die zugleich auch einen pragmatischen Fokus auf das Thema darstellt, ist die Frage, welche sozialen Gruppen von wem zu einem bestimmten Zeitpunkt diskriminiert werden und wie dies im Falle von personalen Appellationsformen vollzogen wird. Für Svahns Studie würde dies bedeuten, explizit zu machen, dass es in ihrem Fall in der Regel um eine Untersuchung weißer heterosexueller und eher jüngerer Mittelschichtsangehöriger geht, bei denen die Diskriminierung häufig über die Konstruktion von Genderstereotypen abläuft, die zugleich ein gewisses genderspezifisches Bild ebendieser Heterosexualität als normal herstellt und welche nicht losgelöst von schichtmäßigen Bewertungen analysiert werden kann. Dieses Bild basiert offensichtlich auf Faktoren, in denen Sexualität, Aussehen und Leistungsvermögen herausragende, wenn auch wechselnde und unterschiedlich ausgefüllte, dynamische und verhandelbare Rollen spielen. Ein Faktor, der für die Konstruktion eines Bildes entsprechender Normalität und Abweichung weit-

---

252 Vgl. ebd., 17.

253 Aus einer konstruktivistischen Perspektive ist an dieser Stelle auch die Klassifizierung von Schimpfwörtern und ihre Abgrenzung zu ›Nicht-Schimpfwörtern‹ kritisch zu hinterfragen. Wie in HORNSCHIEDT: 2006a in Anlehnung an vor allem BUTLER: 1997a gezeigt wurde, besitzt jegliche personale Appellationsform in dem Sinne ein pejorisierendes Potential.

aus weniger wichtig zu sein scheint, ist ethnische Identität. Nur in sehr wenigen der von Svahn zitierten personalen Schimpfwörter spielen diese eine Rolle (beispielsweise in *svartskalle*, *negerhora*). Ambjörnsson<sup>254</sup> zeigt aber zum Beispiel, inwiefern auch Ethnie als Faktor in entsprechenden Untersuchungen zentral mit berücksichtigt werden muss, um nicht bestimmte hegemoniale Vorstellungen lediglich zu reproduzieren.<sup>255</sup>

Für eine Studie, die über Svahns hinausgeht, würde dies eine Ausdifferenzierung verschiedener sozialer Gruppen und eine Herstellung ihrer Gruppennormalität bedeuten. So liegt es auf der Hand, dass innerhalb homosexueller Communities gerade im Bereich der Sexualität andere Stereotype zu pejorisieren wären, wenn nicht eine durchgängige Internalisierung einer gesellschaftlich hegemonialen Diskriminierung angenommen wird. Für Communities von Einwanderer\_innen ist wiederum mit anderen Charakteristika zu rechnen, die dort ausgenutzt würden, um die eigene Normalität herzustellen und andere dagegen abzuwerten. In den beiden zuletzt genannten Bereichen wäre zum Beispiel zu fragen, welche Rolle genderspezifizierende Konstruktionen hier spielen oder an welchen Punkten Genderstereotypisierungen in pejorisierende Appellation einfließen.

Nübling<sup>256</sup> thematisiert die Möglichkeiten zu genderneutraler personaler Appellation in einem Vergleich zwischen Schwedisch und Deutsch. Sie differenziert dabei in ihrer Betrachtung zwischen sprachinternen und -externen Faktoren und nimmt die von ihr so genannten sprachinternen Faktoren als Ausgangspunkt ihrer Betrachtung für die Unterschiede in der Realisierung personaler genderneutraler Appellation im Schwedischen und Deutschen. Unter sprachinternen Faktoren versteht sie vor allem die von ihr so genannte ›Genus-Sex-Korrelation‹ in den beiden Sprachen. Nübling gehört zu der Gruppe der sprachvergleichenden Untersuchungen und wird stellvertretend für entsprechende Studien hinsichtlich ihrer Vorannahmen zu Sprache und Gender diskutiert. Ausgangspunkt ihrer Betrachtung ist die schwedische personale Appellationsform *sjuksköterska*, die auch als Appellationsform auf Männer verwendet werden kann. Dies kontrastiert sie mit dem Deutschen, wo eine Verwendung der parallelen Appellationsform *Krankenschwester* als

---

254 AMBJÖRNSSON: 2003b.

255 Vgl. Kapitel 6, wo diese Frage in Bezug auf die Appellationsform *hora* ausführlicher diskutiert wird.

256 NÜBLING: 2000.

genderspezifisierend männliche Benennung momentan nicht denkbar scheint. Dies als Ausgangspunkt genommen, stellt Nübling in ihrem Artikel Kriterien, die ihrer Meinung nach zu diesen unterschiedlichen Situationen geführt haben, vor und gewichtet sie. Nübling differenziert neben Gender und Sexus zwischen Sexus und sozialem Gender. Unter Sexus fasst sie »[...] das außersprachlich basierte natürliche oder biologische Geschlecht [...]«,<sup>257</sup> wohingegen das soziale Geschlecht »[...] eine kulturell erworbene und tradierte Kategorie [ist], die größte Auswirkungen auf den Sprachgebrauch und von dort aus auch auf das Sprachsystem hat«.<sup>258</sup> Wie an letztem Zitat deutlich wird, differenziert sie hinsichtlich der Konzeptualisierung von Sprache zwischen Sprachgebrauch und -system und rechnet dem Sprachgebrauch eine gewisse Einflussmöglichkeit auf die Herausbildung des Sprachsystems zu. An dem von ihr angeführten Beispiel der regelmäßigen Erstnennung von Männern vor Frauen in Fällen von Beidnennungen (*Adam und Eva*, *Romeo und Julia*, *Frau und Mann*) leitet sie einen Einfluss des sozialen Genders auf das Sprachsystem ab, so dass daraus geschlossen werden kann, dass sie implizit jegliche sprachliche Systematisierungen und Regelmäßigkeiten dem Sprachsystem zurechnet. Eine Differenzierung in ›Sexus‹ und ›soziales Geschlecht‹ erlaubt es ihr, von sexusneutralen Appellationsformen zu sprechen, die sie für die Fälle ansetzt, bei denen an den Formen selbst kein sichtbares Zeichen einer bestimmten Sexuszugehörigkeit erkennbar ist. Dies charakterisiert sie durch Gegenbeispiele wie beispielsweise frequente Suffigierungen im Deutschen durch *-in* oder die Genus-Gender-Korrelation bei personalen Appellationsformen im Singular, womit diese Beispiele eine implizite Gleichsetzung von Gender und Weiblichkeit nahelegen. Da das heutige Schwedisch in ihrer Analyse keine entsprechenden Markierungen besitzt, wird die Sprache von Nübling als sexusneutral charakterisiert. Dass diese Kategorisierung und die mit ihr vollzogene Differenzierung zum sozialen Geschlecht gleichzeitig aber von ihr selbst gebrochen wird, wird deutlich, wenn sie annimmt, dass es eine »[...] wirklich geschlechtsneutrale Vorstellung des einzelnen Menschen [...] nicht zu geben [scheint]«.<sup>259</sup> Hier differenziert sie zwischen sexus- oder geschlechtsneutral und wirklich geschlechtsneutral. Nübling argu-

---

257 Ebd., 202.

258 Ebd., 203.

259 Ebd., 207.

mentiert nun weiter, dass weder im Deutschen eine Genderspezifizierung noch die schwedische Neutralisierung genderunspezifizierend wirke, sondern dass das soziale Gender eine entscheidende Einflussgröße darauf hat, welche gegenderten Konzeptualisierungen bei der Nennung einer personalen Appellationsform ausgelöst werden. An diesem Punkt vermischt sie die vorher von ihr getrennt gehaltenen Größen des Sexus und des sozialen Geschlechts und zeigt ihre Untrennbarkeit auf.

Gemeinsam ist beiden Sprachen, daß das stark asymmetrisch gestaltete soziale Geschlecht die theoretisch vorhandene Sexusneutralität durchkreuzt, d. h., sowohl bei den schwedischen (und deutschen) sexusneutralisierten Substantiven als auch bei den deutschen Paarformen führt es zu asymmetrischen Geschlechterassoziationen.<sup>260</sup>

Konzeptuell grenzt Nübling *sexusneutral* von ›wirklich *sexusneutral*‹ ab, woraus geschlossen werden kann, dass die Benennung mit ›*sexusneutral*‹ eine Wiedergabe konventionalisierter Beurteilungen ist. ›Wirklich *sexusneutral*‹ meint die Annahmen zu den Konzeptualisierungen von Personen, die in Kommunikationen mit entsprechenden Appellationsformen konfrontiert sind, das konkrete Vorkommen im Sprachgebrauch also, wodurch ihre Unterscheidung zum Sprachsystem gleichzeitig auch wieder hergestellt wird. Bis hierhin rechnet Nübling die von ihr angesetzten Faktoren zu den sprachinternen. Unter den sprachexternen, denen sie darüber hinaus eine hohe, wenn auch nur aus sprachkontrastiven Studien bewertbare Relevanz für Sprachveränderungsstrategien beimisst, nennt sie kulturell unterschiedliche Diskurskulturen: Frauenbewegung, Frauenerwerbsquote, Sprachpolitik, Größe der Sprachgemeinschaft, Sprachbewusstsein und Identitätsstiftung durch Sprache. Nüblings Artikel fußt mit Ausnahme der Zitierung von zwei Zeitungsartikeln auf keinem nennenswerten empirischen Material: weder was die konkret verhandelten sprachlichen Formen noch was die von ihr aufgeführten sprachexternen Faktoren in der Frage ihres Einflusses auf Sprachveränderungsstrategien betrifft. Zudem ist die von ihr vorgenommene Trennung zwischen sprachexternen und -internen Faktoren weder explizit benannt noch an allen Punkten nachvollziehbar. So hat es den Anschein, dass die gesellschaftliche Akzeptanz bestimmter Sprachformen zu den

---

<sup>260</sup> Ebd., 225. Vgl. auch ebd., 218: »Damit wird deutlich, daß weder die schwedischen Neutralisierungen noch die deutschen Splittings wirklich *sexusneutral* sind, weil immer auch das soziale Geschlecht einwirkt«.

sprachinternen Faktoren gerechnet wird, sie spielt später in der Aufzählung der sprachexternen Faktoren jedoch auch eine Rolle. Ihre Ausdifferenzierung zwischen Sexus und sozialem Geschlecht wird ebenso nicht einsichtig, wie die obige Argumentation zeigt. Beides deutet daraufhin, dass sie mit ihrer Kategorisierung (sprachextern und -intern, Sprachsystem und -gebrauch, Sexus und soziales Geschlecht) die in bestimmten akademischen Diskursen hergestellten Differenzierungen und Dichotomisierungen wieder aufnimmt, ohne ihre jeweiligen Abgrenzungen voneinander nachvollziehbar machen zu können.

Bezogen auf die sprachexternen Faktoren reproduziert Nübling Heterostereotype zu schwedischen und teilweise auch gesamtskandinavischen Vorstellungen, was insbesondere das Genderverhältnis betrifft. Als ersten sprachexternen Faktor, der die Entwicklung der Genderspezifizierung personaler Appellation mit beeinflusst, erwähnt sie eine Unterscheidung zwischen einem konsensorientierten und einem polarisierenden Diskurs, die sie respektive der schwedischen und deutschen fachwissenschaftlichen Diskussion zum Thema zuordnet. Sowohl diese Zuordnung von Diskussionskulturen, die kulturelle Stereotypen reproduziert, als auch die von ihr in diesem Zusammenhang genannte Annahme, dass Genderforschung in Schweden gleichermaßen Angelegenheit von Frauen und Männern sei, wird hier hingegen in ihrer Selbstverständlichkeit infrage gestellt. Nübling reproduziert Annahmen des gleichgestellten öffentlichen wie privaten Lebens, welche staatlicher schwedischer Ideologie, nicht aber feministischen, vor allem sozialwissenschaftlichen Analysen zu Schweden oder dem Norden insgesamt entsprechen.<sup>261</sup>

Auch hinsichtlich der außersprachlichen Faktoren tun sich beträchtliche Unterschiede zwischen Schweden und Deutschland auf: Die Debatte über die sprachliche Gleichbehandlung wird konsensorientierter und eher von beiden Geschlechtern geführt und befürwortet, die Frauenbewegung ist in Schweden anders verlaufen, und die skandinavischen Wohlfahrtsstaaten kamen im Zuge des strikten Gleichheitsgedanken [sic] den Belangen und Lebensformen von Frauen stärker entgegen als in Deutschland, was sich in einer höheren Frauenarbeitsquote und einer ausgeglicheneren Geschlechterrepräsentanz in vielen, auch statushohen Berufen manifestiert.<sup>262</sup>

Die Auffassung einer divergierenden Akzeptanz von Gleichstellung in Schweden und Deutschland drückt sich auch darin aus, dass Nübling

---

261 Vgl. HAAVIND: 2002; EDWARDS: 2002; HOLMBERG: 1993.

262 NÜBLING: 2000, 226.

den Begriff »feministisch« mit »extrem negative[r] Konnotation«<sup>263</sup> ansieht und dies mit der schwedischen Situation kontrastiert, wo diese Abwertung nicht der Fall sei. In Svahn beispielsweise finden sich explizite Belege einer Verwendung der Formen *feminist*, *femi* etc. im heutigen Schwedisch in pejorisierender Absicht, so dass es notwendig erscheint, auch diese Einschätzung für verschiedene Communities zu differenzieren. Die Studie von Nübling ist insgesamt ein Beispiel für die Tradierung von heteronormativen Vorstellungen sowie einer strukturalistischen Grundannahme, zu der additiv an bestimmten Stellen Sprachgebrauchsanalysen hinzu gezogen werden.

Lorentzon<sup>264</sup> führt eine Nachfolgeuntersuchung zu einem Teil der Untersuchung von Himanen durch und ergänzt diese durch einen Vergleich mit den 90er Jahren. Er konzentriert sich auf einer Untersuchung der suffigierten nominalen Formen, die konventionalisiert genderspezifisierend weiblich appellieren und prüft anhand der Einträge in SAOL von 1976, 1986 und 1998<sup>265</sup> nach, welche suffigierten Formen hier jeweils verzeichnet sind. Im Anschluss an die Aufstellung der Formen und die Feststellung, dass diese auch in diesem kurzen Zeitraum deutlich reduziert haben, interpretiert er dies. Dabei macht er geltend, dass eine Abnahme der konventionalisiert genderspezifisierend weiblich appellierenden Formen in SAOL nicht als durch gesellschaftliche Veränderung bedingt, die ausschlaggebend für eine nicht mehr vorhandene Benutzung entsprechender Formen wäre, angesehen werden könne, da die ursprünglich konventionalisiert ausschließlich genderspezifisierend männlich appellierenden, aus seiner Sicht nicht suffigierten Formen weiterhin verzeichnet seien.

Det är därför rimligt att anta att orsakerna till den minskade användningen av feminin-bildande suffix (in denna funktion) är primärt språkliga och endast sekundärt omvärldsbetingade. Som stöd för detta kan man återropa t. ex. *instruktör* och *instruktris*. Trots att *instruktris* skulle kunna finna stor användning både individuellt och som ordbildningselement (det finns idag fler kvinnliga instruktörer än någonsin!) är det borttaget redan ur SAOL II.<sup>266</sup>

---

263 Vgl. ebd., 222.

264 LORENTZON: 2002.

265 Die Jahreszahlen entsprechen der 10., 11. und 12. Auflage.

266 LORENTZON: 2002, 12.

In seiner Argumentation geht Lorentzon von der Annahme aus, dass Gender eine ›Grundwahrnehmung‹ menschlicher Existenz sei und ein Differenzierungskriterium, welches wichtiger als jede andere Funktions- und Tätigkeits- und Identitätsbezeichnung ist. Seine Argumentation impliziert, dass eine stärkere Partizipation von Frauen in bestimmten öffentlichen Bereichen gerade eine Stärkung der konventionalisiert genderspezifizierend weiblichen Appellationsformen zur Folge haben müsste. Damit geht er implizit von der Auffassung aus, dass Gender zum einen jeglicher menschlicher Tätigkeit vorgängig ist und zum anderen, dass Gender eine feststehende, statische Eigenschaft von Individuen ist. Dass es sich bei Beispielen wie dem von ihm genannten *instruktris/instruktör* gerade um Evidenzen dafür handelt, dass sich Genderkonzeptualisierungen verändern und nicht statisch bleiben, kann in Lorentzons Modell nicht berücksichtigt werden, da dies voraussetzen würde, dass Gender eine dynamische Kategorie gesellschaftlicher Zuschreibungen ist. Stattdessen wird bei Lorentzon die Vorstellung einer Unverbrüchlichkeit von Gender als Kategorie durch seine Interpretationen noch mal verfestigt. Eine Aufgabe einer genderdifferenten nominalen Appellation in bestimmten Bereichen entspricht dem schwedischen Gleichstellungskonzept mehr als es eine Beibehaltung oder ein Ausbau der Ausdifferenzierung tun würde. In dem Sinne wird hier die Aufgabe von nominalen Genderdifferenzierungen gerade als ein Indiz für die Durchsetzung einer bestimmten Gleichstellungsideologie in der schwedischen Gesellschaft angesehen und damit Lorentzons Analyse widersprochen. In ihr wird stattdessen postuliert, dass dies eine Evidenz dafür ist, dass es sich bei dem Abbau der suffigierten nominalen genderspezifizierend weiblichen Appellation um eine sprachinterne Veränderungslogik handeln würde. Lorentzon versucht zu zeigen, dass Prozesse sprachlichen Wandels nicht gesellschaftlich bedingt sind, sondern unabhängig von diesen stattfinden und anderen, eben sprachinternen Gesetzen und Logiken folgen. In diesem Sinne ist seine Argumentation als eine Argumentation für eine Linguistik zu lesen, die sich von der Frage der sozialen Dimension von Sprache abwendet und diese als irrelevant für eine sprachliche Analyse erklärt. Lorentzons Studie kann in dem Kontext eines Bestrebens, einer linguistischen Studie einen Status objektiver Wissenschaftlichkeit zu verleihen, interpretiert werden. Das strukturalistische Paradigma der Möglichkeit einer sprachsystematischen, ausschließlich sprachinternen Analyse, in der nicht nur Vorkommen sprachlicher Veränderungen zu verorten sind, sondern auch

ihre Erklärungen, wird implizit stark gemacht. Lorentzons Analyse von 2002 ist von sowohl konstruktivistischen Ansätzen zu Gender wie auch von pragmatischen Ansätzen zu Sprache weit entfernt und wird als restaurierend sowohl in Bezug auf die Sprach- wie die Gendervorstellung interpretiert. Der Zusammenhang zwischen Sprache und Gender wird auf den Zusammenhang zwischen sprachlichem und gesellschaftlichem Wandel bezogen als irrelevant postuliert.

In Bezug auf die Form *vårdinna* verzeichnet Lorentzon im Kompositum *flygvårdinna* eine deutliche Zunahme der Form in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts gegenüber den vorhergehenden Jahrzehnten. Dies schreibt er dem gestiegenen Anteil des Flugverkehrs an allgemeinem Verkehrsaufkommen zu und macht so soziale Veränderungen für die sprachliche Veränderung geltend. Dieses Argument könnte somit genauso auch für eine vermehrte Frequenz der Appellationsform *flygvård* sprechen und müsste noch nichts darüber aussagen, warum es bei dieser Tätigkeitsbezeichnung eine Genderspezifizierung gibt. Die konventionalisiert genderspezifizierend männlich appellierende Form ist hingegen die aus dem Englischen entlehnte Form *steward*. Hier führt Lorentzon die Internationalisierung des Flugverkehrs als Argument dafür an, warum die englische Form übernommen wurde. Dieses Argument seinerseits würde also ebenso für eine Übernahme der Form *stewardess* sprechen können. Die Selektion der Argumentation, die sich hier bei Lorentzon findet, zeigt, dass verschiedene sprachliche Evidenzen hier ohne erkennbare Struktur und Logik interpretiert worden sind, und die so gegebenen Erklärungen alleine nicht ausreichend sein können, um beispielsweise erklären zu können, warum es zum einen eine konventionalisierte Genderspezifizierung in der personalen Appellation dieses Tätigkeitsbereichs gibt und warum zum anderen einmal eine englische Form entlehnt wurde und warum einmal auf eine schwedische Form und ein schwedisches Wortbildungsmuster zurück gegriffen wurde, welches ansonsten nur noch wenig produktiv erscheint. Dieses Beispiel verdeutlicht, wie sprachliche Evidenzen von sozialen differenziert und zu diesen in Verbindung gesetzt werden, ohne dass sich hieraus ein in sich schlüssiges Konzept der (Inter)Dependenzen dieser beiden Bereiche ergeben würde.

Eine staatlich finanzierte Veröffentlichung zu Sprache und Gender von 2003 ist Nordenstam. Dass es sich um eine offizielle Publikation handelt, zeigt, dass das Thema Sprache und Gender von staatlicher Seite als eine relevante gesellschaftliche Themenstellung gesehen wird. Eine

aus einer staatlichen Institution kommende Publikation kann in dem Sinne festschreibend wirken, als dass sie den Eindruck erwecken kann, dass der Staat sich kümmert und ein ›Problem‹ im Griff hat.<sup>267</sup> Entsprechend einer allgemeineren Tendenz innerhalb der einschlägigen linguistischen Forschung nimmt die Frage der personalen Appellation in ihrem Bericht für *Högskoleverket* zu Gender- und Sprachforschung nur eine untergeordnete Rolle ein und ist zudem von Forschungen zum Gesprächsverhalten klar getrennt. Nordenstam bemüht sich um Deskriptivität der Darstellung möglicher Themen zum Zusammenhang von Sprache und Gender, was aus einer konstruktivistischen Perspektive als nicht möglich angesehen wird. Ihre Darstellung legt eine identische Situation innerhalb Norwegens, Dänemarks und Schwedens hinsichtlich strategischen Sprachveränderungen nahe, was zu hinterfragen ist und starke Homogenisierungstendenzen aufweist. So gibt es innerhalb des Nordens stark unterschiedliche Umgangsweisen mit feministischen Sprachveränderungsvorschlägen, die in Norwegen beispielsweise zu einschlägigen Veröffentlichungen in Form von Empfehlungen geführt haben, wohingegen dies in Schweden nicht der Fall ist. Nordenstam stellt eine Tendenz fest, dass genderspezifizierend weibliche Wortbildungsmuster in den nordischen Sprachen weggefallen sind und stattdessen »[man] har eftersträvat neutrala beteckningar«.<sup>268</sup> Auch hier findet in der Argumentation ein impliziter Zusammenfall der Annahme genderspezifizierend männlicher mit genderneutraler Appellation statt. Dies ist im Kontext von Nordenstams Bericht umso erstaunlicher, als dass sie vorhergehend auf Forschungen verweist, die zeigen, dass vorgeblich neutrale Umschreibungen in Wörterbüchern in Bezug auf Gender nicht neutral seien.

Insgesamt geben die in diesem Unterkapitel analysierten Studien im Hinblick auf ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen und ihre Auffassungen zu Gender und Sprache ein Bild wieder, in dem der Relation von Gender zu Genus für die Frage personaler Appellation aus einer sprachsystematischen Sichtweise eine herausragende Bedeutung zugemessen wird. Dies kann auch als eine mögliche Reaktion auf die Verhandlung von Gender in sprachlicher Repräsentation durch die übrige linguistische

---

267 Diese Sichtweise wird in HORNSCHEIDT: 2006a in Bezug auf die Diskussion von strategischen Sprachveränderungen vertiefend diskutiert.

268 NORDENSTAM: 2003, 38.

Literatur und Grammatiken verstanden werden und stellt eine Kontinuität früherer mit heutigen Untersuchungen her. Dieser Darstellung liegt zugleich auch eine Vorstellung von Sprache zu Grunde, in der diese in Bezug auf die Genderspezifizierung personaler Appellation als eine sprachsystematische Frage verstanden und behandelt und als solche von Sprachgebrauchsanalysen abgegrenzt wird, die ebenfalls eine starke Tradition in schwedischer linguistischer Forschung haben, sprachliche Appellation jedoch nicht behandeln. Konzeptuell wird dies durch die Bezugnahme als sprachliche Referenz bzw. Personenreferenzformen umgesetzt. In dieser Konzeptualisierung ist eine Vorstellung einer Trennbarkeit von Sprache und Außersprachlichem enthalten, Sprache bekommt eine Abbildfunktion zu Außersprachlichem. Diese Auffassung geht mit strukturalistischen Vorstellungen zu Sprache und Bedeutung konform. Sie kann darin gipfeln, dass weder die Konventionalisierung eines bestimmten Sprachgebrauchs noch die mit dieser verbundenen Perspektive auf Normalität und Abweichung menschlicher Realität zur Debatte steht, wie dies am Beispiel von Svahns Monografie von 1999 diskutiert und kritisiert worden ist. Dadurch verfestigt sich nicht nur die Vorstellung einer bestimmten sprachlichen Norm, sie wird gleichzeitig auch als dem Sprachgebrauch vorgängig, objektiv gegeben hergestellt und so naturalisiert.

Bestimmend ist damit für die meisten neueren Untersuchungen zu personaler sprachlicher Appellation in Bezug auf die Konzeptualisierung von Sprache:

- die Übernahme einer strukturalistischen Trennung zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch und die Zuordnung des Themas zum Feld der Sprachsystemanalysen, womit die Studien grundsätzlich in einem strukturalistischen Paradigma verbleiben; soziale Veränderungen oder Fragen an personale Appellation werden, ausgehend von einer Sicht eines abgeschlossenen linguistischen Bereichs als von außen dazukommend angesehen, wenn sie berücksichtigt werden;
- die Konzeptualisierung personaler Appellation als ›Referenz‹ mit der Konsequenz der impliziten Annahme einer Abbildfunktion der entsprechenden Formen von einer außersprachlichen Wirklichkeit, die durch diese mehr oder weniger adäquat wiedergegeben wird. Dies stellt zugleich das Kriterium ihrer Bewertung in den jeweiligen Studien dar;
- eine gewisse Priorisierung von Substantiven gegenüber Pronomina, womit traditionelle linguistische Vorstellungen hier reproduziert werden;

- eine Prioritierung schriftlicher gegenüber mündlicher Sprache in Bezug auf das untersuchte Material, wenn es überhaupt zu empirischen Untersuchungen kommt. In vielen Fällen erfolgt darüber hinaus eine Begrenzung auf Mediensprache, ohne dass die genremäßige Begrenzung in den entsprechenden Studien diskutiert würde;
- eine Betonung formaler Aspekte in der Behandlung des Themas Genderspezifizierung personaler Appellation und hier in Bezug auf das Schwedische noch mal besonders Suffigierungen für eine genderspezifizierende weibliche Appellation.

In zwei der diskutierten Untersuchungen wird ein konstruktivistisches Verständnis vertreten, wenn die jeweiligen personalen Appellationsformen als Konstruktionen einer bestimmten Gendervorstellung angesehen werden, einmal in Bezug auf Wörterbücher<sup>269</sup> und einmal in Bezug auf Schimpfwörter.<sup>270</sup> Nur bei diesen findet sich auch eine explizite Auseinandersetzung mit der Frage, wie sie Gender in ihren Untersuchungen verstehen. In den anderen Untersuchungen fließt ein Verständnis von Gender als natürliche, sprachlich vorgängige Kategorie als implizite Voraussetzung mit ein und wird nicht weiter thematisiert. Dies deutet darauf hin, dass ein konstruktivistisches Verständnis von Gender innerhalb der Linguistik auch Ende der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts im schwedischen Raum eine Ausnahme ist, die einer gesonderten Erklärung bedarf, während ein naturalistisches Verständnis von Gender der selbstverständliche Normalfall zu sein scheint, der entsprechend nicht weiter kommentiert werden muss und sich so im linguistischen, thematisch einschlägigen Diskurs machtvoll reproduziert. Selbst die Annahme einer sozialen Dimension von Gender wird in den jeweiligen Studien, in denen dies Berücksichtigung findet, extra erwähnt.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Konzeptualisierung von Gender in den meisten neueren Untersuchungen geprägt ist von

- einer Beibehaltung der Kategorie ›Sexus‹ oder ›natürliches/biologisches Geschlecht‹;
- in einigen Fällen der zusätzlichen Einführung einer Kategorie ›soziales Geschlecht‹;
- einer impliziten Gleichsetzung von Weiblichkeit mit Gender und Männlichkeit mit Menschlichkeit, was an den Fragestellungen und

---

269 KRAM: 1998.

270 SVAHN: 1999.

dem Versuchsaufbau ersichtlich wird, wo jeweils die genderspezifizierend weiblichen Formen für die Frage der genderspezifizierenden Appellation fokussiert werden und genderspezifizierend männliche Appellation nicht in gleicher Weise diskutiert wird;

- einer heterosexuellen und -normativen Grundannahme, die nicht weiter reflektiert und expliziert wird.

Ein weiterer Punkt, der vielen neueren linguistischen Studien gemeinsam ist, ist die sprachvergleichende Perspektive, die in diesen angelegt ist. Diese geht dabei häufig von der Annahme aus, dass die unterschiedlichen Sprachsysteme, die in diesen Fällen in einem ersten Schritt vor allem an Genus festgemacht werden und in einem zweiten Schritt an der Realisierung von personalen Appellationsformen mit Hilfe von Genusdifferenzierungen, Ausgangspunkt sprachvergleichender Betrachtungen sind. Der Sprache, in den entsprechenden Studien als Sprachsystem verstanden, wird implizit ein Status gegeben, der eine gewisse Statik besitzt, als solcher aber ausschlaggebend dafür ist, wie Genderappellationen und -relationen in einer sprachlich definierten Gesellschaft überhaupt zum Ausdruck kommen können. Diese Perspektivierung gipfelt in manchen Fällen in der Ansicht, dass ›das Sprachsystem‹ der Hauptgrund dafür ist, warum in manchen Sprachen Strategien der Genderspezifizierung, in anderen der Genderneutralisierung propagiert werden oder ›geschehen‹. Eine Berücksichtigung von Aspekten der gesellschaftlichen Verhandlung dessen, was jeweils unter Gender, Genderrelationen und Gleichstellung verstanden wird, fällt in dieser Argumentation weg, und diese Aspekte werden als mögliche Einflussfaktoren nicht weiter berücksichtigt.

Werden neben dem sprach(systematischen) Vergleich noch andere Vergleichsfaktoren mit herangezogen, so wird in der Regel die fortgeschrittene Gendergleichstellung Schwedens gegenüber anderen Staaten betont. Hierbei handelt es sich nicht nur um ein Hetero-, sondern auch um ein Autostereotyp, in dem staatsideologische Auffassung zum Genderverhältnis in Schweden als Tatsachen schwedischer Realität verhandelt werden und sich so als Realitätsauffassungen weiter verfestigen. Diese Frage spielt auch für die Art der und die Diskussion um strategische Sprachveränderungen eine entscheidende Rolle.<sup>271</sup>

Ausgehend von diesen Beobachtungen ist, mit Ausnahme der teilweisen Einführung der Kategorie des sozialen Geschlechts, eine Kontinuität

---

271 Vgl. HORNSCHIEDT: 2006a für entsprechende Analysen.

in den Untersuchungen vor und nach den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts erkennbar. Das Aufkommen einer pragmatischen Ausrichtung der Linguistik zeigt auf dieses Themengebiet und seine linguistische Behandlung ebenso wenig durchschlagenden und generellen Einfluss wie die poststrukturalistische Diskussion zu der Kategorie Gender. Demgegenüber ist ein Einfluss der neuen Frauenbewegung oder auch staatlicher Gleichstellungspolitik insofern nachweisbar, als dass Auto- und Heterostereotype zur gleichgestellten schwedischen Gesellschaft in neueren Untersuchungen als Erklärungsmuster für sowohl Sprachveränderungen und -entwicklungen im eigenen Land als auch Unterschiede zwischen Schweden und mit Einschränkung auch der schwedischsprachige Teil Finnlands mit anderen Ländern (und Sprachen) eine wichtige Rolle spielen.

Vergleicht man die Untersuchungen, die in diesem Teilkapitel analysiert worden sind, mit denen der vorangegangenen Teilkapitel, so lässt sich feststellen, dass es in Bezug auf sprachformale Analysen durchaus Überschneidungen gibt, die in einzelnen Fällen zu ähnlichen Thesen führen. Die Rezeptionslinie geht dabei von den in den vorderen Unterkapiteln analysierten, traditionellen Studien zu den feministisch-linguistischen Studien, nicht aber in die andere Richtung, wo letztere fast gänzlich ignoriert werden. Dies zeigt sich auch in der unterschiedlichen Problemformulierung: Während es bei den feministisch-linguistischen häufig um Genderdiskriminierungen oder Ungleichstellungen geht, werden entsprechende Aspekte in den traditionellen Studien nicht so benannt, sondern entweder als Probleme einer angenommenen und angestrebten Symmetrie des Sprachsystems angesehen oder im Fall der angenommenen genderspezifisierenden Appellation durch genderspezifisierend männlich appellierende Formen ignoriert, was seinerseits zu einer in Bezug auf beispielsweise Genus Darstellung führt, die problemfrei erscheint. Die einzige Ausnahme bilden die Studien und Grammatiken, in denen die Möglichkeit zu einem ›wirklich‹ genderneutralen Sprachgebrauch oder das Gefühl der Diskriminierung durch Sprache angesprochen wird, was dann aber jeweils individualisiert wird.

Größere, allgemeinere Veränderungen seit den 90er Jahren bzw. Tendenzen in der hier untersuchten Literatur sind neben den bereits erwähnten zum einen die stärkere Einbeziehung semantischer Aspekte in einer

traditionell ausschließlich formal ausgerichteten Analyse von Genus<sup>272</sup>, eine Einbeziehung der Ebene des sozialen Genders in einigen Untersuchungen feministisch-linguistischer Konvenienz, gleichzeitig aber auch eine fast reaktionär erscheinende Rückwendung auf eine formale Analyse.<sup>273</sup>

Die Annahme der gegenderten Gleichstellung der schwedischen Gesellschaft führt dazu, dass Sprache als ein Abbild dieser Gleichstellung angenommen wird oder als eine Form, die ältere und traditionellere Ansichten noch zum Ausdruck bringt und insofern von der gleichgestellten Gesellschaft als eine frühere Zeitstufe abgetrennt wird und insofern für heutige Verhältnisse keine Relevanz mehr hat.

### 3.5 Zusammenfassung und Ausblick

Über die Zusammenfassungen am jeweiligen Ende der einzelnen Unterkapitel hinaus können noch folgende generelle Tendenzen festgehalten werden:

- Die Frage der Genderspezifizierung personaler Appellation wird jeweils als Frage der Personenreferenz verhandelt. Dies impliziert ein strukturalistisches Sprachverständnis, in dem dieses auf seine Abbildfunktion einer außersprachlichen Realität hin befragt wird.
- Verhandelt wird die Frage der Genderspezifizierung personaler Appellation jeweils unter der Themenstellung Genus, wobei verschiedene Positionen innerhalb der Forschung eingenommen werden. Auf der einen Seite wird Gender als ein Unteraspekt, der sich in Genus sprachlich manifestiert, verstanden. Auf der anderen Seite wird Gender als ein eigenes Genussystem behandelt und folglich von zwei verschiedenen Genussystemen gesprochen. Zwischen beiden Positionen finden sich verschiedene Übergänge und Mittelpositionen, gleichzeitig auch verschiedene Ansätze zu einer möglichen Genese der verschiedenen Systeme. Die verschiedenen Ansätze stehen sich heute gegenüber, das heißt, sie haben in Diskussionen noch immer Relevanz.
- Gender wird durchgehend als eine natürliche Kategorie aufgefasst, die im Schwedischen als *kön*, *naturligt genus* oder *sexus* benannt wird. Nur in der feministischen Behandlung des Themas findet sich eine

---

<sup>272</sup> Vgl. DAHL: 2000b, der sich auch dadurch auszeichnet, dass hier Personalpronomina eine stärkere Beachtung in der Analyse erfahren.

<sup>273</sup> Vgl. insbesondere LORENTZON: 2002.

weitere Ausdifferenzierung zwischen natürlichem und sozialem Gender, die aber auch in dieser Untergruppe der einschlägigen Forschung nicht häufig zu finden ist.

- Kommt eine Genderspezifizierung zur Sprache, so wird diese in der Regel an genderspezifizierend weiblicher Appellation festgemacht, die zum Prototyp von Gender gemacht wird, wohingegen genderspezifizierend männliche Appellation entweder einer expliziten Behandlung entgeht oder symmetrisch mit genderspezifizierend weiblicher Appellation genannt wird. In letzterem Fall bleibt die Frage der konventionalisierten genderunspezifizierenden Appellation jeweils ausgeklammert, die auch in den Darstellungen zur Wortbildung und in Grammatiken nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Die festgestellten Tendenzen finden sich über unterschiedliche Forschungsrichtungen und Zeiträume hinweg mit einer relativ großen Konstanz und unabhängig von der Ausrichtung der verschiedenen Forschungen. Bis heute ist die Frage eines schwedischen Genussystems, in dem Genderspezifizierung personaler Appellation eine angemessene Berücksichtigung findet, ein umstrittenes und diskutiertes Forschungsfeld. Es fällt auf, dass die Konzeptualisierung von Sprache relativ einheitlich ein strukturalistisches Modell zu Grunde liegen hat und die Konzeptualisierung von Gender auf einer Natürlichkeitsvorstellung der Kategorie basiert. Ausgehend von der Themenstellung der vorliegenden Monografie kann hier also zusammengefasst werden, dass auch die einschlägige fachwissenschaftliche Forschung Gender als natürlich resignifiziert und dass diese Tendenz relativ unabhängig davon ist, ob sich die Forschung als feministisch oder nicht verorten lässt. Da fachwissenschaftliche Forschung aber in der Regel nicht daraufhin befragt wird, inwiefern in und mit ihr Gender resignifiziert wird, sondern ihre Autorität zur Frage der sprachlichen Genderspezifizierung kompetent zu sprechen vorausgesetzt wird, werden auch die unterlegten Genderkonzeptualisierungen in der Rezeption nicht hinterfragt und tradieren sich auf diese Weise machtvoll weiter. Trotz neuerer Ansätze ist die Forschung dieses Bereichs relativ konstant in Bezug auf die ihr zu Grunde liegenden Vorstellungen. Dies steht beispielsweise in einem Gegensatz zu sozialwissenschaftlicher Forschung, in der durch den *pragmatic* oder *linguistic turn* sprachliche Prozesse für die Identitätsbildung in den letzten 15 Jahren einen höheren Stellenwert eingenommen haben. Dieser schlägt sich auch in einer Betrachtung von Genderspezifizierung personaler Appellation in einer kon-

struktivistischen Perspektive nieder, wie beispielsweise die Forschungen von Lundgren von 2000 und Åse von 2000 zeigen.<sup>274</sup> Es entsteht der Eindruck, dass es im Bereich der Forschungen zu personaler Appellation eine linguistische Tendenz gibt, in dem eine strukturalistische Auffassung beibehalten wird, mit der sich gleichzeitig von sozialwissenschaftlich poststrukturalistischer Forschung abgegrenzt werden kann. Die Entwicklung eines konstruktivistischen Modells personaler Appellation<sup>275</sup> zeigt, inwiefern ein solcher Ansatz mit grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Prämissen traditioneller linguistischer Beschäftigung bricht und dadurch ein neues linguistisches Erkenntnisinteresse formulierbar wird. Eine Diskursanalyse zur wissenschaftlichen Verhandlung eines bestimmten Themas wird hier als ein zentraler Bestandteil einer entsprechenden Analyse angesehen. So konnte gezeigt werden, unter welchen Fragestellungen Genderspezifizierung personaler Appellation in der Linguistik verhandelt wird und was dabei unter Sprache und Gender sowie dem Verhältnis der beiden zueinander verstanden wird. Ausgehend von einer konstruktivistischen Perspektive konnte die Naturalisierung einer Auffassung von Gender ebenso wie eine auf vor allem auf Substantive bezogene und unter der Kategorie Genus subsumierte Diskussion kritisch auf ihre Vorannahmen und Implikationen hin hinterfragt werden. Es ist deutlich geworden, dass ein bestimmtes, am ehesten als strukturalistisch zu bezeichnendes, Sprachverständnis ebenso wie ein essentialisierendes Genderverständnis für die wissenschaftliche Diskussion über verschiedene Bereiche hinweg bis heute bestimmend ist.

---

<sup>274</sup> Ihre Ergebnisse fließen in Kapitel 6 ein.

<sup>275</sup> HORNSCHIEDT: 2006a.